

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Endlich vermochte Elsa zu reden, sich zu regen.

„Danke Euch!“ flüsterte sie leise, während die schmerzverzerrten Züge sich glätteten. — „Ihr habt wohl den Auftrag, mich in Freiheit zu setzen — aus dem Schlosse zu bringen?“

Wie sehr hatte die bisheran erduldete Pein ihre Hoffnungen herabgestimmt! Doch auch diese sollten nicht erfüllt werden! —

Die Diener antworteten nicht.

Der Eine ging auf eine kleine Thüre des Salons zu, durch welche früher Scharfeneck verschwunden war, und öffnete sie mit einem Schlüssel, den er mitgebracht. Der Zweite deutete schweigend auf diese Thüre, in welcher sein Gefährte, der ein Licht ergriffen hatte, harrend stand.

Elsa durfte dies wohl als eine bejahende Antwort auf ihre Frage betrachten. Ein Lächeln hoffnungsvoller Freude glitt über ihr Antlitz und mit aller Kraft erhob sie sich, um der Weisung zu folgen, auf dem jetzt geöffneten Wege ihren glänzenden Kerker zu verlassen.

Hinter dem ersten voranleuchtenden Diener schritt Elsa drein, während der zweite sich dicht an sie angeschlossen.

Schweigend ging es durch lange dunkle Couloirs, kleine Nebengemächer, bis sie endlich auf einen breiteren Korridor außerhalb der Appartements anlangten.

Nun schlugen die Führer einen anderen Weg ein, als den, welcher still und unbemerkt aus dem Schlosse geführt haben würde, den Elsa kannte und Scharfeneck so oft heimlich gegangen. Doch auch nicht nach dem Hauptkorridor schritten sie zu. Einer kleinen Treppe näherten sie sich, welche nach einem rückwärts gelegenen Ausgang führen

mußte. Elsa, die wieder unruhig geworden, versuchte die Leute zu fragen, mit ihnen zu reden, doch keine Antwort wurde ihr. Stumm blieben die Männer und schweigend, wie bisher, setzten sie ihren Weg fort, Elsa stets eng in ihre Mitte haltend.

Jetzt waren sie im Erdgeschoß angelangt und unheimlich hallten nun die Schritte auf dem steingepflasterten Boden der öden gewölbten Gänge. Die Unruhe Elsa's wurde zur Furcht, zu einem Grauen. — Wenn man sie in einen Kerker, in einen tiefen Keller führen, dort für ewig einschließen würde? — Entsetzlich! — und schon sah sie sich behutsam um, einen Weg zur Flucht zu erspähen. Da machte der erste Führer abermals vor einer kleinen Thüre Halt. Er schloß sie auf und ein schmaler gewölbter Gang, der zu beiden Seiten Fenster hatte, zeigte sich. Gott sei Dank! es ging nicht abwärts, doch allem Anscheine nach aus dem Schlosse. So sagte sich Elsa aufathmend und folgte ahnungslos den beiden Männern.

Wieder wurde eine Thüre geöffnet und nun befanden sie sich abermals in einem Gebäude. Ein breiter Korridor mit einer aufwärts führenden Treppe sah Elsa — sie erkannte die Gemälde, womit die Wände des Flurs, des Treppenhauses geschmückt waren, sie befand sich in der Eremitage, wo sie vor wenigen Monaten einige Tage gewelt, von wo aus sie ihren glänzenden Einzug auf den Karlsberg gehalten, und wohin sie jetzt zurückgekehrt — als Gefangene.

Der erste Diener hatte den Eingang eines Zimmers geöffnet und bedeutete Elsa einzutreten. Einen Augenblick zauderte diese; es war, als ob ein unbeschreibliches Gefühl des Bangens ihr das Herz zusammen ziehe, ihre Füße

lähme, unfähig mache, die Schwelle zu überschreiten. Da fühlte sie, wie der Mann, der bis jetzt immer hinter ihr drein geschritten, sie fest am Arme faßte, und einen Schrei des Schreckens und Schmerzes unterdrückend, setzte Elsa ihren Weg fort und betrat das geöffnete Geläß.

Es war ein Raum von ungewöhnlicher Länge, der nur an einer seiner Langseiten ein Fenster hatte. Elegant war er ausgestattet, wie man jetzt, nachdem der Diener mehrere Lichter angezündet, sehen konnte. Auch stand in einer Ecke ein Bett mit seidenschillernden Vorhängen. Eine der Ehrenfräulein Elsa's hatte wohl hier gewohnt und geschlafen, damals, als sie, die jetzt als Gefangene hier eingetreten, die Hauptzimmer der Eremitage inne gehabt.

Schweigend wie bisher entfernten sich die Diener. Das Schloß knarrte und Elsa war allein.

Wie sprang sie an die Thüre und horchte den verhallenden Schritten nach! Dann versuchte sie leise — leise das Schloß zu öffnen. Vergebene Mühe, es war zu fest und zu gut geschlossen. Jetzt eilte sie ans Fenster, um in die Nacht hinaus zu spähen. Auch dies wollte nicht gelingen, denn wie es draußen zu dunkel, war es im Zimmer zu hell dazu. Vorerst mußte sie die Scheiben so viel als möglich vor dem Lichtschein wahren. Die brennenden Kerzen barg sie hinter die hohen Vorhänge des Bettes, dann erneuerte sie den Versuch. Jetzt gelang er. Ihr Blick vermochte hinauszudringen und was er entdeckte, erfüllte sie ebenso sehr mit Freude als mit Schrecken. Das Fenster ging auf einen breiten Weg und den Wald hinaus, doch war es mit starken gebauchten Eisenstäben verwahrt.

Da wurden in der Ferne im Innern des Gebäudes wieder Schritte hörbar, gleichmäßig wie früher, doch jetzt immer näher kommend, durchhallten sie das öde Haus, und von einem tödtlichen Schreck gejagt, beeilte sich Elsa die Lichter wieder an ihre frühere Stelle zu bringen.

Schon öffnete sich die Thüre und die beiden Leute erschienen wieder, Plateau's mit kalten Speisen, verschiedenen Flaschen tragend, als ob es sich um ein Souper für mehrere Personen handle. Einer der Tische wurde gedeckt, die Speisen darauf niedergesetzt, dann entfernten sich die Diener wieder stumm wie sie gekommen. Die Thüre schloß sich hinter ihnen, die Schritte verhallten, und nun blieb es stille draußen. Elsa war jetzt wohl für den Rest der Nacht allein.

Sie lächelte bereits wieder. Wenn man sie so gut unterbringe, mit so köstlichen Speisen und in solcher Fülle verseehe, dann könne man es nicht böse mit ihr meinen, sagte sie, während sie den gedeckten Tisch musterte. Dieser er hielt wirklich das Ausgezeichnetste der herzoglichen Küche, doch nur ein Couvert, ein Glas. Es sollte wohl für mehrere Tage reichen.

Trotzdem die Speisen gar einladend ausschauten, verweichte Elsa keinen Bissen zu sich zu nehmen. Dafür empfand sie jetzt eine Müdigkeit, an die sie bisheran in ihrer Aufregung nicht gedacht. Sie durfte sich, wenn auch immer noch Gefangene, doch sicher wähnen, und nunmehr nur ihrem Verlangen nach Ruhe folgend, warf sie sich halb ausgekleidet in die weichen Seidendecken des Lagers, um zu schlafen.

Und der Schlaf kam, küßte mitleidig die Augenlider der

Armen und führte sie hinweg von dem Ort, wo sie in wenigen Augenblicken so viel erduldet.

Elsa träumte.

Was ihre Seele in den letzten Tagen am meisten bewegt und beschäftigt, woran sie sich mit aller Gluth ihres leidenschaftlichen Temperaments geklammert hatte, das sah sie nun verwirklicht, doch auch seine furchtbaren Folgen. Es war nur ein Traum, der jedoch der entsetzlichen Wahrheit nicht entbehren sollte.

In einer fremden Stadt, von Palästen gebildet, mit den herrlichsten Gärten geschmückt, unermesslich groß und von einer zahllosen bunten Menge bevölkert, erblickte sie sich an der Seite des Mannes, den sie mit heißer sinnlicher Gluth geliebt. Berausende Freuden, üppige Genüsse aller Art waren ihr Theil, sie bildeten ihr Leben, das bald einem immerwährendem Taumel glich, der ihre Sinne verwirrte und einer letzten höchsten Wonne entgegenführte: dem Untergange in süßem Genuß. In einen tollen Reigen sah sie sich hineingerissen. Scharfeneck, der Herzog, der treue Jonas und Alle, die sie geliebt und gehaßt, Desjner, die falsche Mutter Agnes und andere buntgeputzte Weiber, tanzten ihn in wilden Verschlingungen. Es war eine endlose Kette und tief unter ihnen brannten verheerende Gluthen, die sie verschlingen mußten, Alle, wenn die Kette riß! Immer rasender wurde das Treiben — der Athem verging der Träumenden — da ließ Scharfeneck mit einem grellen Hohnlachen ihre Hand fahren und sie stürzte hinab in das Feuermeer, ihr nach Alle — Alle, die sie geschaut, mit denen sie geliebt und gehaßt. Bevor die Flammen über ihr zusammen schlugen, da vermochte sie noch einen Blick nach oben zu werfen und sah einen Engel, der seine Hände ihr entgegenstreckte.

„Louise — Schwester!“ keuchte die Schlafende plötzlich mit einem entsetzlich klingenden Aufschrei — und erwachte.

Schweißtriefend, am ganzen Körper zitternd, starrte sie umher.

Heller Tag war es. Da blickte Elsa in ein paar Augen, in ein Gesicht, das sich über sie geneigt und sie mit einem Grinsen angeschaut, das der Erwachten neues tödtliches Entsetzen einflößte.

„Hinweg! — hinweg, Du Falsche — Schlange!“ stöhnte sie noch halb betäubt und wandte den Blick, den Körper von der Erscheinung ab und der Wand zu.

„Sih! Mein Püppchen hat wohl eine schlechte Nacht, einen bösen Traum gehabt?“ kicherte es jetzt vor dem Bette, mit einem Ton, der im Einklang zu den Blicken stand, vor denen Elsa sich schauernd geborgen. „Wende Dich nicht ab von mir, mein Herzchen, Mutter Agnes hat es ja immer gut mit Dir gemeint, obgleich Du ihr es schlecht gedankt hast und so ist sie denn auch jetzt in Deinem Unglück zu Dir gekommen. Sieh' mich nur an, darfst es getrost thun. Ich bringe Dir Etwas, will Dir bei Deinem neuen Anpuß behülflich sein und mit Dir plaudern.“

Elsa, nunmehr vollständig wach geworden und in Etwas durch die Worte, welche im Grunde nicht Böses kündeten, beruhigt, wandte sie den Kopf. Nun sah sie in der That Mutter Agnes, die vor ihrem Bette stand, sie mit ihrer grinsenden Freude und dabei auf einige

schwarze Frauenkleidungsstücke deutete, die die Alte auf dem Arme trug.

Eine Weile blickte Elsa starr auf die Kleider in der Trauerfarbe, dann sprach sie langsam:

„Ich soll — diese schwarzen Kleider anziehen — und weßhalb?“

„Denke nur ein wenig nach, Du trotzige Schöne, die ihre Hand gegen ihren Herrn und Meister aufgehoben, dann wirst Du es begreifen und gewiß auch natürlich finden. Jede Sünde verlangt ihre Buße, und schwarz muß der Büßende sein, soll man an seine Reue glauben.“

Elsa schwieg. Noch immer hielt sie den Blick auf die schwarzen Kleidungsstücke gerichtet, endlich hob sie ihn und schaute die Alte voll an.

„Ich soll wohl — Abbitte leisten?“ fragte sie langsam. —

„Und wäre dies etwa eine zu harte Strafe für ein Verbrechen, wie Du eines begangen? Bedenke mir! den Dösch hast Du auf den Herzog, einen Gesalbten des Herrn gezückt, ihn verwundet — glücklicher Weise nicht gefährlich. Darauf steht der Tod, und Du kämest mit einem Kniefall im schwarzen Kleide und einer Abbitte davon? Hiji! Ich meine doch, das wäre sehr gnädig und wohl annehmbar.“

Wieder blickte Elsa lange und forschend auf die Alte. Sie sagte sich, daß Jene im Grunde nicht Unrecht hätte. Leben und Freiheit seien gewiß einen Kniefall, ein paar bereuende Worte werth. Schwer hatte sie gegen den Herzog gekämpft, das fühlte sie, wie sie es auch schon in schrecklicher Weise erfahren, daß er die Macht, den Willen hatte, zu strafen. Einmal so weit mit ihren Gedanken gelangt, konnte der Entschluß nicht ausbleiben, dem soeben vernommenen Verlangen zu entsprechen, wenn damit ihr Fehler gesühnt, ihre Freiheit wieder erlangt werden konnte. Zögernd und den Blick immerfort auf Mutter Agnes gerichtet, sagte sie jetzt:

„Wenn ich wüßte, daß es damit gethan — und Alles zu Ende wäre!“

„Darauf kannst Du schwören, mein Herzchen! und ich will tausend Eide dafür ablegen,“ rief die Alte hastig und mit ihrem grinsenden Lächeln.

„— Dann könnte ich mich dazu entschließen,“ fuhr Elsa fort.

„So ist's recht! Den Erfolg wirst Du schon sehen und damit zufrieden sein. Doch stehe jetzt auf, Du kleine Langschläferin, damit ich Dir Deine neue Toilette, die Dir gewiß ganz ausgezeichnet stehen wird, anlegen kann — die ganze Nacht habe ich mit meinen alten Augen daran gearbeitet, doch es war ja für Dich, hiji! und da that ich es gerne.“

Elsa erhob sich von ihrem Lager und zeigte sich bereit, das schwarze Büßergewand anzulegen, wenn auch bei seiner ersten Berührung unwillkürlich ein Schauer sie ergriff, der ihren ganzen Körper schüttelte. Doch die Alte zögerte nicht und begann ihr Opfer umzukleiden, dabei plauderte sie in ihrer grinsend-freundlichen Weise in Einem fort.

„Du wirst sogar Seiner Durchlaucht in dieser schwarzen Toilette gefallen, sie ist neu —“ sagte sie schwerlich in die Mode kommen. Ich, für —“ würde mich dafür

bedanken. Hiji! Dir steht sie allerliebste und wirst Du gewiß auch darin Eroberungen machen, vielleicht sogar das Herz Seiner Durchlaucht rühren, fesseln, daß er Dir gerne verzeiht — vor dem Abschied. Denn, daß er Dich wieder in Gnaden aufnehmen wird, daran kannst Du doch wohl nicht im Ernste denken. Du hast ihm einen Pöffen gespielt, Du kleine Teufelshege, den ein Mann einer Frau nie verzeiht, und noch dazu, wenn der Mann ein Herzog ist. Er wird Dich auf die Reise schicken — auf eine sehr weite Reise, dies dürftest nach einer hübschen, wohlgesetzten Abbitte Deine ganze Strafe sein.“

Dabei hatte sie Elsa gewandt das Kleid von schwarzem Wollenstoff angelegt. Es ließ den Hals, theilweise auch die Schultern und die Arme frei, während es in Falten, durch einen Gürtel gebildet, den Körper umschloß und schleppartig auf den Boden niederhing. Jetzt begann Mutter Agnes das lange wirre Haar Elsa's zu ordnen. Hübsch in Flechten müßte es um den Kopf liegen, nicht frei im Nacken flattern, was sich durchaus nicht für eine Büßende und wahrhaft Keumüthige ziemte. So meinte sie und Elsa ließ geduldig Alles mit sich geschehen. Als die unheimliche Toilette beendet war, betrachtete Mutter Agnes mit äußerst wohlgefälligem Lächeln ihr Werk.

Plötzlich schrie sie laut auf, ob vor Schreck oder Verwunderung war nicht genau zu unterscheiden, denn sie hatte einen Gegenstand gesehen, der bisheran ihrer Aufmerksamkeit entgangen zu sein schien.

Um den bloßen Hals Elsa's wand sich ein schmales rothes Bändchen, fast einem blutigen Streifen ähnlich, an dem eine kleine Goldmünze hing. Elsa hatte den seltsamen Schmuck, eingedenk der Worte, mit welchen einstens Henry die kleine Gabe begleitete, nie von sich gethan. Auch bei dem Umkleiden legte sie die Goldmünze nur für einen Augenblick ab und nun hatte sie dieselbe wieder um den Hals geschlungen, ohne sie wie bisher unter anderem Schmuck verbergen zu können. Nur zu scharf trat jetzt das rothe Bändchen auf dem nackten Halse hervor.

Elsa bemerkte das sonderbare Stammen der Alten und sagte:

„Ihr meint doch nicht etwa, daß ich das kleine Schaustück ablegen soll? Es ist — ein Talisman —“

„Gott bewahre!“ unterbrach Mutter Agnes die Redende, diesmal mit einem lauten recht häßlichen Lachen. „Behalte ihn, trage ihn, er steht Dir ganz vortrefflich und paßt sogar ausnehmend zu Deiner Toilette und dann wird er Dich gewiß schützen — bis in alle Ewigkeit!“

Nun raffte sie geschäftig die Kleider zusammen, und Elsa abgelegt und trippelte auf die Thüre zu. Hier machte die wackere Frau noch, naals Halt, die Hand auf der Klinke, winkte sie Elsa zu sich heran, klopfte ihr auf die Wangen und raunte ihr mit verschmitztem Lächeln zu:

„He, sage mir nur noch Eines, bevor wir scheiden, Du hübsche Teufelshege. Im Falle Serenissimus Dich denno wieder in Gnaden aufnehmen sollte, würdest Du dann die arme alte Mutter Agnes, die Dich heute so hübsch gepußt, noch einmal mit Deinem kleinen allerliebsten Füßchen von Dir stoßen? He!“

Elsa senkte erröthend den Blick und schwieg.

„Du würdest es trotzdem wieder thun,“ antwortete die Alte lachend für sich. „Ich weiß es, doch bin ich Dir nicht böse darüber, im Gegentheil! Will Dir zu guter Letzt sogar noch einen vortrefflichen Rath geben. Erforsche Dein Gewissen, Zeit hast Du dazu, damit Deine Reue eine richtige ist, wenn Du vor dem Herzoge stehst, wo wir uns wiedersehen werden. Und nun fahre —“

Die letzten Worte gingen in einem unverständlichen scharfen Murmeln unter, zugleich hatte Mutter Agnes die Thüre heftig aufgerissen und war verschwunden. Von außen knarrte das Schloß und Elsa war wieder allein und gefangen — allein mit ihren Gedanken, die sie nun wohl ganz andere Wege führen werden, als der Traum mit Hülfe ihrer erregten Phantasie es gethan.

Kurz vor Mitternacht war es, da rollte ein Wagen durch die Allee, welche hinter dem Schlosse herlief und hielt vor der Eremitage. Ein Mann stieg heraus, klopfte dreimal wider das Thor und kehrte dann zu dem Wagen zurück, um einer zweiten Person, die einen bis zu den Füßen reichenden Mantel trug und die Augen mit einem schwarzen Tuch verbunden hatte, zur Erde zu helfen. Das Thor der Eremitage war mittlerweile geöffnet worden und unter demselben stand ein Mann in schwarzer Kleidung, eine Halbmaske vor dem Gesicht und in der Hand eine Fackel, die Ankommenden zu empfangen. Bei dem röthlichen Schein des qualmenden Lichtes konnte man jetzt den Forstmeister Destner und dessen unheimlichen Begleiter erkennen, der von Ersterem über den Hof bis in die Vorhalle der Eremitage geführt wurde. Hier verschwand der Diener, nachdem er die Thüre hinter den Eintretenden geschlossen hatte, und nun nahm Destner Meister Joslin die Binde ab.

Der große Flur, die Treppe und ihre Wände waren, so weit das Auge zur Höhe bringen konnte, mit schwarzem Tuch behangen und auf einzelnen silbernen Leuchtern brannten Wachskerzen, deren Schein die schwarzen Draperien in eigenthümlicher Weise dämpften, wodurch die Unheimlichkeit des Ortes noch erhöht wurde. Destner führte seinen Gefährten in ein kleines Gemach zu ebener Erde, hier war es heller, freundlicher. Auf einem Tische standen Speisen, Wein, und auf einem Stuhl lagen ein langer Mantel von schwarzem Tuch und eine Halbmaske.

„Eßt und trinkt!“ sagte Destner, „ruht Euch aus von der langen Fahrt, erquickt und stärkt Euch für Eure ernste Aufgabe. In wenigen Augenblicken kehre ich zurück, und werdet Ihr dann das Weitere hören.“

Damit verschwand er und ließ den Meister allein.

Dieser schaute sich mehr neugierig als erregt in dem Gemach um, das weiter nichts enthielt, als einen Tisch und einen Stuhl, keine Bierrath, und sonderbar: — auch kein Fenster. Wo hatte man ihn hingeführt? Er wußte es nicht, konnte es nicht einmal ahnen. Fest waren seine Augen auf der Fahrt, welche mehrere Stunden gedauert, verbunden geblieben und nicht das Geringste hatte er gesehen, wie auch nichts gehört. Nur so viel war ihm bemerkbar geworden, daß der Weg bald auf-, bald abwärts geführt, daß er also von Queichheim aus nicht nach der Ebene, wohl aber nach den Bergen gefahren sei, wobei der Wagen, wie er sich

deutlich erinnerte, zwei größere Brücken passirt hatte. Befand er sich in Frankreich, oder hatte man ihn über die Grenze nach der Pfalz gebracht? Sein deutsch redender Führer konnte ihm hierfür kein Anhalt sein, denn deutsch wurde weit in der Runde um Landau gesprochen. Meister Joslin hielt sich jedoch nicht allzu lange mit solchem Grübeln auf, seine Gedanken wandte er bald der ernstern Aufgabe zu, deren Lösung bevorstand.

Während der langen stillen Fahrt hatte er hinlänglich Zeit gehabt, das Verlangen seines Führers und sein eigenes Gewissen nochmals zu prüfen, und sein früherer Entschluß war dabei nicht wankend geworden. Er betrachtete sich seit langen Jahren als der Vollstrecker des Gesetzes, der menschlichen Gerechtigkeit, hatte eine lange Reihe von Exekutionen zu verzeichnen und nie einen Gewissensscrupel dabei gefühlt, wie ihm auch nie die Hand gezittert bei dem todbringenden Streich seines Richtschwertes. Wie am Nachmittag im „Melac“, glaubte er auch jetzt noch fest an die Wahrhaftigkeit der Worte des Fremden, daß das Urtheil, wenn auch in geheimnißvoller Weise, doch nach Gesetz und richterlichem Spruch vollstreckt werde. Dies genügte ihm, bestärkte ihn in dem Vorsatz, seiner ernstern blutigen Pflicht, nach Kräften zu genügen, wie in dem Gedanken, daß eine etwaige Verantwortung seinen unbekanntem Auftraggebern zufallen müsse.

Den Mantel hatte er abgeworfen und nun hob er prüfend das breite blizende Schwert, das mit einem mächtigen Schlag ein Leben vernichten, einen Kopf vom Rumpfe trennen sollte. Da vernahm er draußen Schritte.

Es war als ob eine Anzahl Personen sich an der Thüre seines Zimmers vorbei bewegten, leise eine Treppe erstiegen, denn die Stufen knarrten wohl unter den Tritten, doch klangen sie gedämpft, als ob Teppiche den Boden bedeckten.

Nun öffnete sich die Thüre und ein Mann, eine große Gestalt in einem langen schwarzen Tuchmantel gehüllt, eine Halbmaske vor dem Gesicht, trat ein.

„Seid Ihr bereit?“ sprach eine Stimme, in der Joslin sofort die seines bisherigen Führers erkannte.

„Ich bin es,“ antwortete der Meister ernst. „Ich glaube an die Wahrheit Eurer Worte und will meines Amtes walten, wie ich muß. Auf Euch falle alle Verantwortung.“

„Ich übernehme sie!“ klang es trotzig unter der Maske hervor, und nun befehlend: „Legt den Mantel, die Maske an, bergt Euer Schwert und folgt mir. Doch zuvor hört, was ich Euch noch zu sagen habe — wie es geschehen soll!“ —

„Ich höre,“ erwiderte der Meister, indem er that, wie der Andere geheiß. Dieser fuhr fort:

„Ich führe Euch an den Ort, wo die Exekution vollzogen werden soll, wo die Richter, jedoch für Euch unkenntlich und maskirt wie ich, versammelt sind. An der Stelle, die ich Euch anweisen werde, harret ihr, das Schwert unter dem Mantel verborgen, bis der Augenblick gekommen. Die Verurtheilte, ein Weib, wird eingeführt werden, in Eurer Nähe, Euch zur Hand, niederknien. Einige Worte wird sie reden, hierauf der Richter Euch laut auffordern, Eurer Pflicht nachzukommen. Dann thut Ihr — was Eures Amtes ist. Daß Ihr mich verstanden, weiß ich, wie auch,

daß Ihr meinen Worten gemäß handeln werdet. Jetzt kommt!"

„Mit Gott, denn!“ murmelte der Meister noch, dann folgte er, sein Schwert fest unter dem langen Mantel fassend, seinem Führer, und Beide verließen das Gemach.

Durch die Maske vermochte Joslin den matterhellsten und schwarz behangenen großen Flur zu erkennen, den er schon bei seiner Ankunft betreten. Die breite ebenfalls schwarz drapirte Treppe leitete sein Führer ihn hinan, dann öffnete dieser eine Thüre und sie betraten nun einen großen Saal.

Auch hier waren Wände und Fußboden mit schwarzem Tuch behangen und belegt, auch hier brannten auf silbernen Leuchtern Wachskerzen, deren mattes Licht den Raum nur theilweise zu erhellen vermochte und ihn deshalb um so größer und unheimlicher erscheinen ließ. In der Mitte des Fußbodens befand sich unter der schwarzen Decke eine kleine Erhöhung und auf derselben lag ein Rissen, ebenfalls von schwarzem Tuch mit breiten silbernen Borten. Zur linken Seite dieses Rissens wurde Joslin geführt, dann verließ ihn sein Begleiter. Der Meister wußte genug, jetzt ließ er sein Auge durch den düstern Saal schweifen und bemerkte nun an einem Ende, dem Rissen gegenüber, etwa zehn Personen, alle mit langen schwarzen Mänteln und Halbmasken angethan, die sich um eine ähnlich verummte Gestalt gruppirten, die in einem schwarz behangenen Sessel saß. Diese erschien Joslin als die vornehmste Persönlichkeit des ganzen unheimlichen Vorganges, wie er in ihr auch den eigentlichen Richter zu erblicken glaubte. Jetzt machte der Sitzende eine Bewegung, sein Arm winkte, und der Führer des Meisters verließ den Saal, wohl um die Verurtheilte zu holen.

Elisa hatte Zeit gehabt, über ihre Lage nachzudenken, sowie den guten Rath, welchen Mutter Agnes ihr beim Abschied gegeben, zu befolgen. Doch die Ärmste ahnte nicht im Entferntesten das furchtbare Schicksal, dem sie entgegen ging, und so hatte ihr Denken denn nicht sofort die Wege eingeschlagen, welche für sie die einzig richtigen gewesen wären. Freiheit, nach einer kleinen Scene, einer Abbitte, die hauptsächlich durch ihre äußere Form sich ernst und wohl auch ergreifend gestalten würde, dies waren die ersten Gedanken, welche in der Seele der Einsamen auftauchten. Der Morgen war bereits weit vorgerückt. Elisa hatte lange geschlafen und geträumt und die helle Sonne schien durch die eisernen Gitterstäbe in das Gemach. Dennoch brannten noch immer die Kerzen — man mußte sogar frische aufgesteckt haben, während sie noch geschlafen — und seltsam kontrastirten die bleichen Flammen der Lichter mit den goldenen Strahlen der Sonne, welche den vorderen Theil des Raumes glänzend erhellte, während der rückwärts gelegene, dort, wo das Lager mit seidnen Vorhängen stand, trotz der Kerzen, in einer immerwährenden Dämmerung lag. Nichts war zu hören, im Hause wie im Walde blieb es stille. Die Frühstückszeit mußte längst vorüber sein, und man hatte Elisa vergessen. Doch nein! Dort auf dem Tische lagen ja noch immer die Speisen aufgehäuft, wie sie die beiden Diener gestern Abend servirt. Elisa spürte Appetit und da sie sich bemühte, das Fünkchen Hoffnung, welches in ihr glimmte,

zur hellen Flamme anzufachen, so folgte sie dem so natürlichen Triebe, und aß, trank ein Glas des köstlichen Weines und fühlte sich bald neu gestärkt und voll frischen Lebensmuthes.

Freiheit! heute noch sollte sie ihr werden, hatte sie die Worte der Alten recht verstanden. Doch was dann — wohin? „Zu ihm!“ raunte ihr wohl eine Stimme in ihrem Herzen verstoßen und auch so verlockend zu. Aber rasch antwortete ihr Mund unter dem Aufblitzen des schwarzen Auges: „Er liebt Dich nicht — sonst wäre er nicht so feige geflohen!“ Doch der Grimm verwandelte sich bald in ein bitteres Weh, die Gluth des Auges erlosch in den Thränen, welche langsam hervorzuquellen begannen, und die kleine geballte Hand fuhr nach dem schmerzlich aufzuckenden Herzen, das ihn, den Undankbaren, so sehr, so unendlich geliebt, das jetzt blutete bei dem Gedanken, ihn verloren zu haben.

Und war er denn wirklich so schuldig, wie sie ihn glaubte, verdiente er in Wahrheit die Verdammung, welche sie über ihn ausgesprochen? Konnte er nicht einen schwerwiegenden Grund zu seiner Flucht gehabt haben? Wäre er ihr zur Seite geblieben, so würde er, wie sie, verloren gewesen sein, doch frei! — frei konnte er für ihre Befreiung wirken. Er war vielleicht in der Nähe — dort im Walde, um den Versuch zu wagen, sie zu retten aus einer elenden Haft, vor einer erbärmlichen Komödie!

Schon flog Elisa athemlos auf das Fenster zu und spähte mit glühenden Augen hinaus in das Dickicht des Waldes. Doch vergebens! Nichts war zu erspähen, wie verlangend sie auch hinausstarrte und das Gewirre der fahlgewordenen Büsche, die schmalen Richtungen zwischen den mächtigen Baumstämmen zu durchdringen suchte.

Er war nicht in ihrer Nähe, und dennoch — dennoch konnte er für sie wirken, nur an sie, ihre Befreiung — ihre Wiedervereinigung denken. O, wenn er schuldlos wäre! Als ein Glück würde sie preisen, was ihr Herbes widerfahren, hätte es sie doch mit ihm zusammen geführt, wie es ihr Wünschen und Streben gewesen, in Liebe für immer und ewig! —

„Zu ihm will ich!“ flüsterte sie entschlossen und hoffnungstroh, „sobald ich frei geworden. Ich werde ihn schon zu finden wissen und müßte ich die ganze Pfalz durchwandern. Von ihm selbst will ich mein Urtheil hören, das mich nicht elender machen kann, als ich es seit seiner Flucht geworden, dafür aber auch wieder glücklich für das ganze Leben!“

Die Hände gefaltet, das Auge verklärt, sank sie in einen Sessel und überließ sich den Gedanken an ein solches ersehntes, himmlisches Glück.

Da plötzlich wurde die Stille des Ortes geräuschvoll unterbrochen. Die Sinnende fuhr zusammen und horchte.

Das äußere Thor, die große Eingangsthüre der Eremitage wurde geöffnet und mehrere Männer betraten den Flur — es war fast, als ob ein Wagen langsam von draußen einfahre. Elisa eilte erregt zum Fenster, doch vermochte sie nichts zu sehen, dafür vernahm sie aber bald allerlei Geräusch, Rochen und Hämmern, das sie um so neugieriger machte, da es von Seiten der Arbeitenden ohne irgend ein Wort dabei zu reden geschah.

Es war, als ob man große Teppiche in den Flur, die Treppe hinauf schleife, dann wurde gehämmert, an den Wänden, auf dem Boden, in dem Flur und auf der Treppe, und endlich auch über ihrem Kopfe, in der oberen Etage, wo sie den großen Saal wußte.

Das Arbeiten, Hämmern und Pochen, dauerte mehrere Stunden und Elsa ward es dabei nicht möglich, ihre früheren Gedanken wieder aufzunehmen. Ihre Neugierde nahm all ihre Sinne in Anspruch, ohne daß es ihr gelingen wollte, eine Lösung zu finden. Das eigenthümliche Gantiren in dem Hause konnte nur Bezug auf die ihr angekündigte Ceremonie haben, die also wirklich mit einer ungewöhnlichen Feierlichkeit vor sich gehen sollte. Damit mußte sie sich beruhigen. Doch sonderbar! So richtig ihr auch mit den Stunden dieser Schluß dünkte, er beängstigte sie zugleich mehr und mehr, als über dem geheimnißvollen Treiben in der Eremitage der Nachmittag vergangen und der Abend gekommen war. Mit den letzten Strahlen der Sonne, dem letzten Schein des lichten Tages verstümmte das Getöse im Hause, die Arbeitenden entfernten sich, Thüren wurden zugeschlagen und die ganze Verthlichlichkeit versank wieder in die frühere lautlose Stille, die jetzt bei den Schatten des Abends, der Nacht, noch unheimlicher wirkte.

Die Kerzen begannen nun den Raum, in welchem Elsa weilte, zu erhellen; ihr schwaches Licht hatte den Glanz der Sonne, die lichte Helle des Tages überdauert und siegreich bestand es jetzt den Kampf mit dem Dunkel der Nacht. Immer heller strahlten die kleinen Flämmchen der Kerzen, welche bald die Aufmerksamkeit Elsa's erregen mußten. Sie hatte früher kaum darauf geachtet, nun aber blickte sie erstaunt auf die Beleuchtung ihres seltsamen Gefängnisses. Eine ziemliche Anzahl Wachskerzen brannten in dem Zimmer, auf den Tischen, wie an den Wänden. Von verschiedener Größe, waren sie mehr oder minder herabgebrannt und einige mußten in kurzer Zeit erlöschen. „Warum habe ich sie auch am hellen Tage brennen lassen?“ sagte sich Elsa, doch bald auch wieder: „Die sie angezündet, werden gewußt haben, weshalb, und werden sie wohl so lange reichen, bis der Augenblick gekommen und ich das Zimmer verlassen kann.“

Damit suchte sie sich zu beruhigen, wenn auch ein leichter Schauer ihren Körper schüttelte beim Betrachten der immer mehr zusammen schmelzenden Lichter, die mehr oder minder schnell, doch alle erlöschen mußten.

Die Nacht war gekommen. Elsa wollte wie am Morgen von den Speisen, dem Weine genießen, doch sie vermochte es nicht. Ein seltsames Bangen schnürte ihr die Kehle zu, und mit einem tiefen Seufzer warf sie sich in ihren Sitz.

Wieder verging eine lange Pause in der öden Stille des Ortes, doch kehrten der einsamen Gefangenen langsam die früheren Gedanken wieder, führten sie jedoch diesmal andere Wege.

„Und wenn er Dich doch nicht liebt, nicht mit Dir leben will — Dich von sich stößt — was dann?“ So fragte sie sich endlich, dabei mit wirrem Blick in die Flammen der vor ihr brennenden Kerzen starrend.

Da erlöschte plötzlich eines der Lichter, und mit einem

unterdrückten Wehschrei fuhren die Hände Elsa's nach den Augen, diese zu bedecken, gleichsam vor einem Schreckensbild zu schützen, das das auslöschende Licht ihr hatte zeigen wollen.

Da erstand vor ihrem inneren Auge, aus dem tiefen Dunkel ein anderes Bild, das bald all ihre Seelenkräfte gefangen hielt.

Sie sah einen jungen Mann in einfacher Jägertracht, der mit ernstem tieftraurigem Blick sie anschaute. Er hatte das braune Mädchen in dem einfachen ländlichen Kleide geliebt, so wahr und innig, und war dafür — verhöhnt worden. Mit Verachtung hatte er sich dann von ihr abgelehrt, als er sie, die zur Sünderin Gewordene, in den Armen eines Andern gesehen; seine Liebe hatte er aus dem Herzen gerissen und in seinem Zorn, seinem Weh einen Fluch ihr nachgeschleudert, der nun in Erfüllung ging. Doch nur Trauer und Mitleid kündete jetzt sein Auge, keinen Zorn, keine Verachtung. — Auch der alte Mann mit dem halb-erloschenen Blick, das junge blonde Mädchen, die dort neben — Henry sich ihr zeigten, denen sie so viel Weh bereitet hatte, schauten sie so traurig an: sie bemitleideten, beweinten das Loos der Armen, die zu ihnen gehört, die der alte Mann wie sein eigenes Kind geliebt, gehütet, der die gute fromme Louise eine so treue liebende Schwester gewesen und die sie — Elsa — zum Dank dafür betrogen, verläugnet.

Ein lauter Schrei entrang sich ihrer zuckenden Brust und ihr ganzer Körper schüttelte sich wie im Fieberfrost. Thränen schossen aus ihren Augen und mit klappernden Zähnen murmelte sie abgerissen, in verzweiflungsvollem Ringen:

„Verläugnet hast Du sie — die Dich gehalten, geliebt, wie ihr Kind! und sie haben Dich verworfen, verdammt — wie Er — den Du so frech betrogen! Wenn sie jetzt auch weinen über Dich, so bist Du doch vor ihnen verflucht — verflucht! und ihr Fluch — wird in Erfüllung gehen — heute noch! —“

Die letzten Worte gingen in ein krampfhaftes Schluchzen unter; und die Finger in die Stirne gekrallt, wand sie sich wie von einem furchtbaren, nimmer zu ertragenden Schmerz gefoltert, in ihrem Sitz hin und her.

„Das sind die Folgen — das ist die Strafe Deines Thuns — Du hast es gewollt und verdient, was Dich trifft!“ So schien eine innere Stimme ihr zu sagen, als Antwort auf ihr Jammern und Klagen.

„Und konnte ich anders?“ rief es jetzt mit einem wilden Aufschrei aus ihr hervor. „Was leitete mich und mein Thun? — Wer ließ mein Blut heißer durch meine Adern rollen, als das der kälteren Schwester? Wer gab mir glühendere Begierden, den unändigen Trost, die lecke freche Lust? Wer legte die wilden, unbezähmbaren Triebe in meine Brust, die so lange schlummerten, um dann so jäh und mächtig zu erwachen, um mich Alles das vollbringen, begehren zu lassen, was mich verdammt — hierher geführt? — Wante ich nicht anders handeln? Nein! Es wäre gegen die Natur und über meine Kräfte gewesen. Es mußte also kommen und nun werde ich — nur ich, die Folgen — zu tragen haben!“

Ein Königskind.

Eine historische Erzählung von Karl Zastrow.

(Fortsetzung.)

Marie Antoinette hatte nur mit der äußersten Anspannung ihrer Seelenkräfte der Erzählung des alten Domestiken zu folgen vermocht. Nun stand sie, dem Umsinken nahe, neben dem Tische, die rechte Hand auf das ungestüm pochende Herz gepreßt. Die Augen glühten wie Kohlen in dem wachsblassen Antlitz. Mechanisch griff die Hand nach dem kleinen Briefe. Er trug die Aufschrift: „An Ludwig den Siebenzehnten, König von Frankreich!“

Sie riß den Umschlag ab und las zu ihrem Erstaunen die Worte:

„Mein Sohn! In dieser letzten Stunde meines verfehlten Lebens kommt es wie eine Offenbarung über mich. Nachdem ich Vieles erstrebt, wenig gehofft und nichts erreicht habe, sage ich mir Folgendes: Das Volk von Frankreich ist nicht geschaffen für das Glück einer gerechten und milden Regierung. Das Volk von Frankreich will getreten und gezeißelt sein, und daß ich dies nicht begriff, büße ich mit dem Tode unter dem Beil des Henkers. Mache es besser, als ich es gemacht habe! Wende alle Deine Kräfte an, um Dir Deine Rechte zurückzuerkämpfen! Sei ein Tyrann und setze Deinen Fuß auf den Nacken des Volkes, das nach dreijährigem Rebelliren bis jetzt noch nicht weiß, was es eigentlich will!

Bei einer Nation, wie die französische, giebt es für den Regenten keine Wahl in Betreff der Wege, die er einzuschlagen hat. Da er der Sklave seines Volkes nicht sein kann, muß er der Tyrann desselben sein. Ein Tyrann ist immer noch besser dran, als ein Schattenkönig!

Erohere Dir Deinen Thron zurück. Es hat Niemand ein Anrecht an demselben. Er ist Dein! Der König, welcher duldet und leidet, ohne zu handeln, ist ein Spielzeug in den Händen der Parteien. Ich habe gefehlt, als ich Dich in dieser Kunst unterrichtete.

Lebe wohl!

Dein unglücklicher Vater
Ludwig.“

Langsam ließ Marie Antoinette das Papier fallen. Mit vor sich hin gestreckten Armen stand sie eine Weile, als wolle sie ein Gespenst abwehren. Dann fiel ihr Blick auf Clery, den sie fast vergessen und der noch immer krampfhaft schluchzend auf den kalten Steinfliesen des Parquetbodens lag.

„Eine Erleuchtung von oben, wie sie sich gleich Frühlingschwingen in der letzten Stunde auf das Haupt des Sterbenden herabsenkt,“ murmelte sie. „O, Ludwig! wäre dieser Geist der Entschlossenheit und Energie früher über Dich gekommen, wir wären nimmer hierher gelangt!“

Der alte Diener schüttelte die weißen Locken.

„Das waren seine letzten Gedanken nicht, Ihre Majestät,“ berichtete er mit leiser, trauriger Stimme. „Mein allergnädigster Herr ist mit einem Herzen voll Liebe und Vergebung aus dieser Welt geschieden. Diese Zeilen sind in

einem Anflug von Bitterkeit geschrieben, in der Stunde grossender, erregter Stimmung. „Dieses Schreiben überbringe meinem Sohne,“ sagte er damals zu mir, „es wird gut sein, wenn er einige Zeilen von meiner Hand besitzt, die ihn legitimiren, falls Er einmal seine Rechte geltend machen will.“ Später hat er wohl nicht mehr daran gedacht, er würde wohl sonst widerrufen haben!“

„Gleichviel!“ erwiderte die Königin, „in der einen Minute zorniger Aufwallung, welcher diese Zeilen entsprangen, war Ludwig der Sechzehnte mehr Herrscher, als in seinem ganzen bisherigen Leben. Und ich, seine Gemahlin, werde diesen mannhafteu Worten den gehörigen Nachdruck geben!“

Sie wandte sich einem lange nicht benutzten Schreibzeug zu, welches bis dahin der Aufmerksamkeit ihrer Wächter glücklich entgangen war, tauchte einen stumpfen Gänsekiel in die blaße Tinte und schrieb auf die letzte, frei gebliebene Seite des Blattes:

„Mein Sohn! Erfülle den letzten Wunsch Deines sterbenden Vaters, — und wenn Du über Wälle von Leichen schreiten und durch Ströme Blutes waten solltest. Nimm, sobald Dein Verstand die nöthige Reife erlangt hat, das Schwert in die Hand und sammle die Anhänger und Freunde des berühmten Königsengeschlechtes der Bourbonnens um Dich. Erobere Dir Deinen Thron zurück! Sei muthig und glücklich, und vor Allem räche Deinen Vater!“

Marie Antoinette.“

Clery hatte sich inzwischen erhoben. Seine Rechte fuhr mit einigen Strichen glättend über seine Kleidung. In seiner gewohnten geräuschlosen Weise schickte er sich zum Verlassen des Zimmers an.

„Bleib' noch einen Augenblick, guter Clery!“ bat die Königin, „ich will das Vermächtniß des Königs für meinen Sohn in Deine Hände legen.“

Sie faltete das Papier zu einem schmalen Streifen zusammen und wickelte die Locke herum. Darüber zog sie den Ring und sagte, indem sie Clery das Papier überreichte:

„Hier, mein Freund! dies nehmst und bewahrt es wohl, bis Karl Ludwig großjährig geworden. Dann übergebt es ihm als das heiligste und theuerste Vermächtniß seiner Eltern!“

Clery schüttelte von Neuem trübe den Kopf.

„Ich kann diesen wichtigen Auftrag nicht annehmen, Ihre Majestät!“ erwiderte er; „denn so lange, bis Karl Ludwig großjährig geworden, lebe ich nicht, will ich auch nicht leben! Wie mein allergnädigster Herr gestorben ist, so will auch ich sterben! — und noch heute trete ich vor die Schurkenversammlung, die sich Nationalkonvent nennt, und schleudere den Blutmännern so lange Verwünschungen in die gemeinen Gesichter, halte ihnen so lange ihre Schande vor, bis sie mir den Gefallen thun und mich meinem Herrn nachsenden!“

Außer sich vor Aufregung stürzte der treue Diener hinaus. Die Königin sah ihm mit starrem, thränenlosem Blicke nach. Nur eine Sekunde lang stand sie nachdenkend vor dem Tische, auf welchem die Vermächtnisse ihres verewigten Gatten lagen. Dann öffnete sie leise die Thür des Nebenzimmers und winkte ihre Tochter zu sich herein.

Marie Therese erschien fest und ungebeugt, wie immer. Sie nahm die Zeichen der Erinnerung aus der Hand ihrer Mutter und gelobte mit heiligem Eide, sie zu bewahren und Sorge zu tragen, daß Niemand anders, als der Dauphin, sie dereinst sein Eigenthum nenne.

Drittes Kapitel.

Das düstere Geschick der schwergeprüften Frau, die Frankreichs gesegnete Fluren so heiter und lebensfroh betreten, war noch nicht erfüllt. Man hatte ihr den Gatten ertrissen, man beabsichtigte auch, sie von ihrem Sohn zu trennen. Wenige Tage nach der Hinrichtung des Königs traten wiederum zwei Gesandte des Konvents in ihr Zimmer. Sie eröffneten der unglücklichen Wittve, daß der Nationalkonvent beschlossen habe, die Erziehung „Ludwig Capet's“ in die Hand zu nehmen und ihn demzufolge bei Leuten unterzubringen, zu deren redlicher und gesunder Gesinnung der Konvent das höchste Vertrauen habe.

„Und in welcher Weise wird seine Erziehung geleitet werden?“ fragte die Königin in einem Tone, aus welchem das tiefste Leid klang, welches ein Frauenherz foltern kann.

„Man wird ihn zu einem braven Bürger der Republik Frankreich erziehen, Madame! Er soll ein Handwerk erlernen und sich sein Brod durch seiner Hände Arbeit erwerben. Hierbei wird der Konvent ihm jede Unterstützung zu Theil werden lassen, die sich mit den gegebenen Bestimmungen vereinbaren läßt. Ludwig Capet soll der Welt ein Beispiel geben, daß auch die Kinder der höchsten Familien zur Arbeit und zur Erfüllung bürgerlicher Pflichten nicht zu schlecht sind!“

Ein bitteres Lächeln war in die Züge der Königin getreten. Sie hatte eine heftige Antwort auf den Lippen, allein sie unterdrückte dieselbe, um nicht noch ein herberes Schicksal auf das Haupt ihres unglücklichen Kindes herabzubeschwören.

Geräuschlos öffnete sie die Thür und winkte den kleinen Dauphin zu sich herein.

Ludwig trat in schüchternen Haltung ein. Furchtsam schweifte sein treuherziges Auge von der Mutter auf die beiden Männer und wieder zurück. Ein leichtes Beben erschütterte die zarte, schwächliche Gestalt. So sahen ja die Männer aus, welche seinen theueren Papa hingerichtet hatten.

„Mein Kind!“ redete Marie Antoinette den Knaben an, indem sie wie segnend ihre Rechte auf das Lockenköpfchen legte, „Du sollst mit diesen Männern gehen. Sie wollen Dich erziehen, Dir Nahrung und Kleidung geben, so lange, bis Du selber für Dich sorgen kannst!“

Der Kleine schüttelte trotzig den Kopf.

„Ich gehe nicht mit diesen Männern, die meinen lieben Papa getödtet haben! Sie wollen mich auch tödten!“

„Sei ohne Sorge, mein Kleiner!“ nahm der eine der

beiden Männer das Wort, „es wird Dir kein Leids geschehen. Aber mit uns kommen mußt Du! Sieh! Du bist ja hier im Gefängniß und im Gefängniß kannst Du doch nicht bleiben!“

„Ich will nicht mit Euch gehen! Ich will bei meiner Mama bleiben!“ wiederholte Ludwig in entschiedenem Tone.

„Mein Kind!“ sagte Marie Antoinette freundlich und liebevoll, „Du hörst, daß Dir keine Wahl bleibt! Du mußt diesen Männern folgen. Sie wollen für Dich sorgen, denn Dein Vater ist todt und Deine Mutter steht unter schwerer Anklage. Es ist ungewiß, welches mein Schicksal sein wird, Ludwig! Der Tod jedenfalls! — wenn nicht durch das Beil der Guillotine, doch in Folge aller der Schmerzen und des Grammes, mit welchem mein düsternes Verhängniß mich übersättet hat.“

„Aber es braucht Niemand für mich zu sorgen!“ wandte der Kleine ein, „ich bin König von Frankreich und habe Alles, was ich brauche!“

„Sie sehen, Madame, wie sehr der Kleine der Erziehung bedarf!“ bemerkte der ältere der beiden Männer in eifrig kaltem Tone, „er weiß nicht einmal, daß Frankreich eine Republik geworden ist.“

„Nun, mein Söhnchen,“ rief der Andere, „Du wirst das Alles einsehen, und in je kürzerer Frist Du zu diesem Einsehen gelangst, um so besser wird es für Dich sein. Vorwärts also! Nicht länger in den Wind geschwagt! Was sein muß, muß sein!“

Die Stimme des Sprechenden klang rauh und heiser. In dem Antlitz des Kleinen prägte sich jetzt das tiefste Entsetzen aus. Er flüchtete erschreckt zur Mutter, umfaßte mit beiden Händen ihre Knie und rief laut weinend: „Liebe Mama, laß mich bei Dir sein! Ich fürchte mich so sehr vor diesen Männern.“

Rasch trat jetzt der Ältere der Männer auf die Gruppe zu. Er faßte den Knaben bei der Hand und riß ihn an sich. Ludwig schrie laut auf. Er sträubte sich mit Aufbringung aller seiner schwachen Kräfte gegen den eisernen Druck dieser kalten, harten Hand aus dem Volke; allein die unerbittliche Hand ließ das Opfer nicht los. Sie riß den laut weinenden Knaben aus dem Zimmer, die Treppe hinab bis an den verdeckten Wagen, welcher auf dem Hofe stand, und während die arme, vom wildesten Schmerz gefolterte Mutter ohnmächtig auf dem Divan lag, rollte der Wagen pfeilschnell durch die Straßen von Paris und hielt endlich vor einem niederen Hause, das mit seinen geschwärzten Mauern, seinen blinden Fensterscheiben gar unvortheilhaft von den sauberer gehaltenen Nachbarhäusern abstach.

Die Männer stiegen aus dem Wagen und traten, nachdem sie auch den Dauphin hinausgehoben hatten, in den halbfinsternen Hausflur. Sie öffneten eine Thür, die in einen hohen, gewölbten Saal führte. Die Wände waren von mächtigen Altentreppeverdecken verdeckt. In der Mitte des Saales stand ein langer Tisch, mit grüner Decke versehen. Zehn schwarzgekleidete Männer mit ernsten, zum Theil von den verschiedenartigsten Leidenschaften entstellten Gesichtern, saßen schreibend davor, und die vor ihnen aufgethürmten Altentische verriethen, daß ihre Thätigkeit eine ebenso wichtige wie anstrengende war.

Dieses düstere Gemach war die geheimnißvolle Werkstatt, von welcher aus Robespierre, der Mann des Tages, seine Schreckens=Decrete in die Welt sandte. Hier wurden die geheimen Denunziationen geöffnet und geprüft, die Listen der „Verdächtigen“ geführt, die Untersuchungen eingeleitet und die Todesurtheile ausgefertigt und mit der verhängnißvollen Unterschrift „Robespierre“ versehen.

Der Mann, welcher es durch seine Talente als Redner und politischer Tageschriftsteller, mehr noch durch seine Eitelkeit und seinen schrankenlosen Ehrgeiz dahin gebracht hatte, an der Spitze des Schreckens=Regimentes zu stehen und von seinen Anhängern vergöttert zu werden, stand hier im bequemen Arbeitsrocke an einem Pulte, von wo aus er die Versammlung seiner Helfershelfer übersehen konnte. Die Augen blickten klar und ruhig auf ein vor ihm liegendes Schriftstück, welches er so eben geöffnet hatte. Seine Haltung war zugleich nachlässig und fest. Ein beinahe mildes Lächeln spielte um den festgeschlossenen Mund. In diesem Augenblick hätte Niemand in ihm den fanatischen Feind der Monarchie erkannt, welcher geschworen hatte, nicht zu rasten, bevor der letzte Anhänger des Königthums von Gottes Gnaden unter dem Beil der Guillotine gefallen sei.

Das Papier, welches er mit kalt prüfendem Blicke überflog, mochte sein Interesse nur in geringem Grade erregen. Er übergab es dem am Tische Obenansitzenden mit den Worten:

„Die Sache ist ohne jede Bedeutung. Clerly, der Diener des hingerichteten Ludwig Capet, hat augenscheinlich im Wahnsinn gehandelt, als er vor den versammelten Nationalconvent trat und die Mitglieder desselben eine Bande von Teufeln, Schufsten und Mördern nannte. Der Schmerz um seinen Herrn hat ihm den Kopf verwirrt. Clerly sucht den Tod. Folglich kann man ihm keine empfindlichere Strafe zuerkennen, als wenn man ihn leben läßt. Der alte Domestik soll deshalb sofort freigelassen werden.“

Der Beamte warf hastig einige Worte auf den Rand des Berichts und gab dann das Papier an Robespierre zurück. Dieser ergriff rasch die Feder und setzte seinen Namen unter das Dekret. Als er von Neuem den Kopf erhob, fiel sein Auge auf die an der Thür stehende Gruppe.

Der kleine Dauphin hatte endlich mit Weinen aufgehört. Die elastische Kindesseele war durch die mannigfachen neuen Eindrücke von ihrem Weh abgezogen worden. Sein blaues, treuherziges Auge überflog mit kindlicher Neugier die ernstblickenden Männer, die mächtig hohen Altarrepositorien und die alterthümlichen Eichenmöbel.

„Bürger Robespierre!“ redete der eine der Begleiter den Präsidenten des Convents an, „hier ist das Kind Ludwig Capet's, das Ihr zu sehen wünschtet. Was soll mit ihm geschehen?“

Robespierre ließ seine stechenden Blicke eine Sekunde lang auf den weichen Zügen des unglücklichen Kindes ruhen. Es lag etwas Ungewisses in seinem Blick und aus dem ernstesten, nachdenklichen Zuge seines Gesichts mochte ein geübter Menschenkenner die Frage entnehmen: Was fangen wir mit diesem Knaben an, welcher noch immer das Königthum repräsentirt, das ich bereits gestürzt zu haben glaubte?

Sollte es nicht das Beste sein, ihn seinem Vater nachzuzufinden?

Die Männer am grünen Tische hatten ihre Thätigkeit eingestellt. Die eben noch so geschäftig kräzelnden Federn ruhten. Aller Augen ruhten mit dem Ausdrucke der gespanntesten Erwartung theils auf den starren Zügen des Diktators, theils auf der zarten, schwächlichen Knabengestalt. Der kleine Ludwig schien keine Ahnung von der verhängnißvollen Frage zu haben, die wie ein unsichtbares Gespenst mit schwerem Flügelsschlage über seinem lockigen Haupte schwebte. Er hatte einen Streifen weißen Papiers vom Fußboden aufgehoben und betrachtete mit kindlicher Neugier die darauf gekräzelten Buchstaben, die sich sämmtlich zur verhängnißvollen Frage über das Fortbestehen oder Aufhören eines Menschenlebens geeint hatten. Er achtete auch nicht darauf, als ein wildblickender, breitschulteriger Mann mit mähenartigem Haar und Bart sich plötzlich von seinem Sitze erhob und die herrschende Stille mit den Worten unterbrach:

„Bürger Robespierre, ich stelle den Antrag, daß dieser Knabe seinem Vater nachgesendet werde!“

„Nein,“ rief Robespierre mit donnernder Stimme. „Wir kämpfen nicht mit armen, wehrlosen Kindern. Dieser Knabe ist schuldlos an den Sünden seiner Eltern. Er kann weder dem Nationalconvent noch der Republik in irgend einer Weise gefährlich sein. Er soll leben!“

„Bürger Robespierre!“ rief der ältere der Männer, die den Knaben hereingeführt hatten, „dieses Kind hat sich Ludwig XVII., König von Frankreich, genannt.“

Robespierre sah nachdenklich vor sich nieder. Der Mann mit dem mähenartigen Haar erhob sich von Neuem und rief:

„Ihr habt es gehört, Bürger! . . . Jetzt nennt dieser Bube sich König von Frankreich, sobald er größer ist, wird er es sein! Der Knabe muß unter die Guillotine. Ich halte meinen Antrag aufrecht und verlange die Abstimmung und Beschlußfassung!“

„Bürger Hebert!“ rief Robespierre. „Ihr habt bereits so viele alberne Anträge gestellt und dadurch zu so äußerst unerquicklichen Debatten Veranlassung gegeben, daß ich nicht umhin kann, Euch für einen Einfaltspinsel zu erklären!“

Hebert schlug mit der geballten Faust so heftig auf den Tisch, daß ein paar Dintenfassler emporsprangen und mit ihrem schwarzen Inhalt die umherliegenden Papiere benetzten. Ein Sturm von Verwünschungen und Drohungen wurde laut. Da ergriff Robespierre die Glocke, welche auf seinem Pulte stand. In gewaltigen Schwingungen durchzitterte der schrille Klang das Stimmengewirr und augenblicklich trat die vorige athemlose Stille wieder ein.

„Wenn der Knabe sich König von Frankreich genannt hat,“ tönte die schneidende Stimme des Präsidenten, so hat er es in seiner kindischen Dummheit gethan. Er ist mit der großen Wendung der Dinge ebenso unbekannt geblieben, wie es ihm an einem richtigen Verständniß derselben mangelt. Die Schuld trifft diejenigen, welche ihm diesen Dünkel eingeimpft haben. Ich brauche nicht darzulegen, wie ich derartige Feinde unseres Systems strafe. Der Vater dieses Knaben ist gefallen, die Mutter folgt in kürzester Frist. Die Tante, Madame Elisabeth, und sonstige Verwandte, welche

auf seine Erziehung in königsfreundlichem Sinne hingewirkt, werden einer strengen Beurtheilung nicht entgehen. Damit genug. An uns ist es, die Resultate dieser vernunftlosen Erziehung auszurotten. Ludwig Capet ist ein Kind der Republik. Er soll ein braver Bürger derselben werden. Das ist mein Wille."

Diese Worte wurden in jenem erhobenen und bestimmten Tone gesprochen, den Robespierre in Momenten der Erregung so vortrefflich anzunehmen verstand und mit dem er seinen Zuhörern in demselben Grade imponirte, wie mit seiner scharfen Dialektik. In der That wagte auch Niemand aus der Versammlung eine Einwendung und der Präsident konnte ungehindert fortfahren:

"Unser Freund, der Bürger Simon, ist ein Mann von seltener Einsicht, Muth und Willenskraft. Er hat in seiner schlichten Weise manches Gute für die Republik bewirkt. Ich beabsichtige, diesem Manne die Erziehung des Knaben Ludwig Capet anzuvertrauen. Ist Jemand in der Versammlung, der gegen diese meine Absicht begründete Einwendungen anbringen kann, so möge er sich von seinem Platze erheben und frei sprechen!"

Niemand regte sich. Robespierre warf einige Worte auf ein Blatt Papier und übergab das Schriftstück dem älteren der an der Thür stehenden Männer.

"Hier habt Ihr die Adresse des Meisters!" sagte er; „er ist bereits von Allen in Kenntniß gesetzt. Der Meister Simon wird Ludwig Capet zu einem tüchtigen Schuhmacher ausbilden und über die Fortschritte seines Jüglings dem Convent von Zeit zu Zeit Bericht erstatten."

Der kleine Ludwig schien von Alledem kein Wort verstanden zu haben. Mit kindlicher Neugier hatte er die Papiere und Attenstöße, die Möbel und Bilder an den Wänden betrachtet. Ohne Widerstreben folgte er dem Manne, welcher mit einem barschen: „Nun vorwärts, Junge!" sein kleines Händchen ergriff und sich zum Verlassen des unheimlichen Zimmers anschickte.

Wieder wurde der verdeckte Wagen bestiegen und wieder rollte dieser pfeilschnell durch die Straßen der mächtigen Seinstadt. Nach kurzer Frist stand der kleine Königssohn in einem niederen, einfensterigen Zimmer. Die schadhafte Wände waren mit rohen Kupferstichen bedeckt. Die zerbrechlichen Möbel waren ohne Geschmack und ohne Sinn für Symmetrie aufgestellt. Verschiedenfarbig gefärbte Lederstreifen waren auf dem staubigen Fußboden verstreut. In der Ecke zeigte sich ein kleiner Ledervorrath und mehrere Leisten, welche wieder mit Handwerkszeug bedeckte niedere Tisch verriethen, daß dieses Gemach zugleich als Wohnzimmer und Werkstätte diente.

Auf dem runden Schemel vor dem Tische saß ein starkknochiger, robust gebauter Mann. Auf dem bleichen, bartlosen Gesicht lag ein finsterner, fanatischer Menschenhaß in scharfen Zügen ausgeprägt. Hatte der Mann eine Schule schwerer Leiden durchgemacht oder war das Herz von Haus aus böse und zu niederen Leidenschaften geneigt angelegt? Es ließ sich auf den ersten Blick schwer feststellen. Thatsache war, daß er beim Eintritt des Knaben und seines Begleiters mit einer hastigen Bewegung von dem Holzchemel empor-schnellte und mit einem grim- und hochverzerrten Lächeln ausrief: „Aha, da ist er ja, der Musje Ludwig! Na?

Trete nur näher, mein Junge! Ich bin außerordentlich erfreut über Deinen Besuch!"

„Bürger Simon!" nahm der Begleiter das Wort, „ich komme im Auftrage des Nationalconvents, welcher Euch als Erzieher des Sohnes Ludwig Capet's bestimmt hat. Es ist der Wille der Nationalregierung, daß Ihr einen rechtschaffenen Bürger der Republik aus dem Knaben macht."

Der Angeredete schob die rothe Mütze, welche das wirre, schwarze Haar bedeckte, nachlässig auf das Ohr. Die stehenden Augen fixirten die schwächliche Knabengestalt mit einem unheimlichen Lächeln und zwischen den schmalen Lippen drängten sich zischend die Worte hervor:

„Er soll ein Schuster werden oder ein Nichts. Der Nationalconvent möge sich auf Simon verlassen. Der Simon weiß, worauf es ankommt. Er ist ein treuer Diener der Republik. Ludwig Capet wird seinem Erzieher Ehre machen."

Zum ersten Male überflog ein Schauer die Gestalt des Kleinen. Er sah den unheimlichen Mann mit der rothen Mütze und dem Schurzfell mit einem furchtsamen Blick an und das kleine Gesicht trübte sich, als wollten in jedem Moment die Thränen hervorbrechen.

„Nicht flennen!" rief der Schuster drohend und deutete auf einen dreißträhnigen Lederriemen, welcher am Fenster hing. „Dazu ist hier keine Zeit und ich kann's nicht leiden und will's nicht leiden! In meinem Hause wird mit den Fingern gearbeitet und nicht mit den Augen. Merk' Er sich's vorläufig, Musje Capet!"

„Na, ich sehe schon!" nahm der Gesandte Robespierre's mit einem sarkastischen Lächeln das Wort, „der Bürger Robespierre hat Recht. Der kleine Dauphin ist vortrefflich untergebracht!"

Er winkte dem neuen Pflegevater, welcher offenbar nicht wußte, was er aus dem Komplimente machen sollte und daher mit dummverlegenem Gesicht d'rein schaute, spöttisch zu und verließ dann das Zimmer.

Das unglückliche Königskind schien sein Schicksal zu ahnen. Die kleinen Händchen flochten sich bebend ineinander. Es vermochte sich der Thränen nicht zu erwehren. Je drohender und finsterner die Blicke des bösen Mannes wurden, um so reichlicher flossen sie.

„Hast Du nicht gehört, was ich gesagt habe, Du Schlingel?" schnaubte er den zitternden Knaben an. „Du sollst nicht heulen. Meine Werkstatt ist kein Winkkasten. Ich will es nicht! Verstanden?"

„Ich fürchte mich so sehr!" schluchzte der Kleine. „Ich will wieder zu meiner Mama, die mich so lieb hat und die mir die Thränen aus den Augen küßt, wenn ich weine!"

„Soho!" lachte der Schuster grimmig. „Zu Deiner Mama willst Du? Glaub's gern, daß es Dir in Eurem prächtigen Schlosse besser gefallen hat, als in diesem armseligen Loch. Ja, ja! Deine Mama hat Dich in Sammet und Seide gekleidet und Du hast mit Spielzeug aus purem Golde und Silber gespielt, von unserem Gelde natürlich. Von dem mühevoll erworbenen Verdienst des Handwerkers und Landmannes habt Ihr den furchtbaren Aufwand bestritten, ohne den Deine stolze, prächtige Mama nicht leben konnte. Stehst Du? Das ist nun das Ende davon. Hochmuth kommt vor dem Fall und wie man's treibt, so geht's."

Der kleine Ludwig schaute durch seine Thränen aufmerksam zu dem raisonnirenden Handwerker hinüber, welcher einen Leisten ergriffen hatte und angelegentlich mit dem Hammer auf die Holzstifte klopfte. Sein kindliches Fassungsvermögen nahm nur einen kleinen Theil der langen Rede auf. Er begriff nur, daß der Mann mit dem bösen Auge zornig war, weil die Mama ihm schöne Kleider und prächtige Spielsachen geschenkt hatte. So versetzte er denn in unbeschreiblich rührendem Tone:

„Wenn Du mich zu meiner Mama zurückbringst, so schenke ich Dir mein ganzes Spielzeug und auch alle die hübschen Kleider, welche in meinem Zimmer im Schlosse hängen! Willst Du?“

Der Schuster trieb einen neuen Pflock in die Sohle. Für einen Augenblick war es, als zuckte selbst in diesen haßverbitterten Zügen eine mildere Regung. Gleich darauf aber traten die Geister der Rachsucht und Grausamkeit wieder in den Vordergrund. In spöttisch klingendem Tone erwiderte er:

„Du hast nichts mehr zu verschenken, Bürschchen! Weder Spielzeug noch Kleider! Wird auch wenig genug davon übrig sein. Und was Deine Mama betrifft, so wird sie nächstens —“

Er fuhr mit dem Zeigefinger der schwärzlichen Hand langsam um den Hals und fuhr dann fort:

„Darnach wirst Du hoffentlich kein Verlangen haben, wie?“

Der Kleine verstand die fürchterliche Anspielung nicht, allein er ahnte, daß der Mann mit dem bösen Blick etwas Entsetzliches meinte. Jedenfalls begriff er vollständig, daß an ein Wiedersehen der Mama nicht zu denken sei. Das zarte Gesicht wollte sich unter einem neuen Thränenstrom verdunkeln.

„Ich jage Dir, laß das Geschlucke!“ fuhr der Jakobiner von Neuem den unglücklichen Knaben an. „Ich kann das nicht leiden! . . . ich will es nicht und Du sollst es nicht!“

Der Dauphin kämpfte mit einer verzweifelten Anstrengung den Thränenstrom nieder, der seinen zarten Körper erschütterte. Das kleine Gesicht erhielt jedoch dadurch einen so eigenthümlich komischen Ausdruck, daß der Schuster in ein dröhnendes Hohngelächter ausbrach.

Es war, als ob die Wände unter den grellen, schneidenden Lauten erzitterten. Der Kleine flüchtete erschreckt in die fernste Ecke und streckte die Arme von sich, als sähe er ein Gespenst.

In diesem Augenblick ging die Thür auf und eine Frauengestalt, deren Wuchs und Körperbau in jeder Beziehung ein Seitenstück zu der Figur des Stubenbewohners bildete, trat ein. Sie ließ das schwarze Auge neugierig von dem letzteren zu dem Knaben hinüberschweifen, dessen Blicke, wie von unheimlichem Zauber gefesselt, an der neuen Erscheinung hafteten.

„Das ist er! Sieh' ihn Dir an, Frau!“ rief Simon ihr mit leichter Bewegung des Kopfes zu, indem er seine Arbeit wieder aufnahm.

„Also das ist er?“ rief das Weib, indem sie die unheimlich funkelnden Augensterne noch drohender auf das ge-

ängstigte Kind niederfallen ließ. „Na, wie ein Prinz sieht er aus! Das muß man ihm lassen!“

„Ja, wir werden genug zu thun haben, um das Gottesgnadenthum aus ihm herauszutreiben, das bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist!“ nahm Simon im demüthigen Tone das Wort. „Ich glaube, er bildet sich in diesem Augenblicke noch ein, König Ludwig von Frankreich zu sein. Antworte mir einmal, Junge: Wie heißt Du und wer bist Du?“

„Ich heiße Ludwig XVII. und bin König von Frankreich!“ rief der Dauphin, indem er seine Thränen trocknete.

„Da hast Du's!“ brummte Simon und warf in aufloderndem Zorn den Schuh, an welchem er gerade arbeitete, heftig auf den Fußboden. „Nun sage mir um Alles in der Welt, was soll man mit einem solchen Schlingel anfangen?“

„Laß das meine Sorge sein, Simon!“ versetzte die Frau ruhig. „Wir sind mit dem Vater fertig geworden und werden es auch mit dem Sohn werden. Vor allen Dingen muß er ein entsprechendes Kostüm erhalten. Ich habe schon ein Säckchen und ein Paar Pantalons für ihn zurecht gelegt. Wenn Du ihm dazu ein Schurzfell schneidest, so wird und muß er an seine neue Würde glauben.“

Das unheimliche Lächeln, welches die Härte und Lücke ihres Gemüthes so deutlich widerspiegelte, trat von Neuem in die häßlichen Züge.

„Setz' Dich dort auf den Stuhl!“ befahl die Megäre und gleichzeitig gab sie dem erschrockenen Kinde einen so heftigen Stoß, daß es fiel und platt mit dem Gesicht auf den Fußboden schlug.

Der kleine Ludwig erhob sich langsam. Seine Züge drückten mehr als je Angst und Entsetzen aus, doch warf er mit einer entschlossenen Miene das Köpfchen empor und sagte:

„Du darfst mich nicht schlagen. Mein Papa im Himmel sieht es und er wird Dich strafen.“

„Simon, lange mir einmal den Knieriemen herüber!“ wandte das Weib sich an den grollenden Ehemann, indem sie gleichzeitig den rechten Arm nach dem Züchtigungsinstrument ausstreckte.

„Laß mir den Knaben in Ruhe!“ zürnte der Schuster, „es ist nicht nothwendig, ihn wegen einer dummen Redensart zu schlagen.“

„Du siehst aber doch, daß der Junge der Erziehung bedarf!“ eiferte das Weib; „glaubst Du denn, der Konvent zahle Dir das schöne Geld für seine Unterweisung und Beköstigung umsonst? Und ich will nun, daß er seine Strafe für sein loses Maul bekommt.“

„Aber ich will es nicht,“ versetzte der Schuster kaltblütig und klopfte, um die ferneren Einwendungen seiner Ehehälfte nicht zu hören, nachdrücklich mit dem Hammer auf die Schuhsohle.

„Ich werde zu Robespierre gehen und ihm sagen, daß Du den Schlingel verziehst,“ fuhr die Frau fort, indem sie den Knaben seiner Schuhe und Kleider entledigte und ihm unter wiederholten Stößen und Puffen die gröberen Stoffe anzog. „Ich weiß, daß Robespierre ausdrücklich gesagt hat, jede Erinnerung des Vubens an seine Vergangenheit solle in ihm ertödtet werden. Hast Du das vergessen?“

(Fortsetzung folgt.)

Consequenzen.

Eine Soldaten-Geschichte von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

„Wie so?“ fragte Keuzen; er sah nicht, wo das hinaus wollte.

„Nun, wo hätten Sie heute Ihr Diner gehalten?“

Diesmal sah Minna voll auf und blickte Keuzen mit herzlichem Lachen gerade in's Gesicht, so daß dieser unmöglich beleidigt sein konnte, sondern ein sehr komisch überraschtes Gesicht schnitt.

„Dem Mitleid also verdanke ich diese Einladung?“ sagte er nach einer Weile, als sie schon lange wieder eufsig arbeitete. „O, hätte ich das doch früher gewußt, so hätte ich mich gehütet, diese lächerliche Rolle Ihren Eltern gegenüber zu spielen.“

„Sie hat Ihnen nichts geschadet. Vater und Mutter haben mit meiner Polizei nichts zu thun.“

„Dann war es nicht schön, mein Fräulein, mich jetzt zu verrathen. Ihre Mama muß Alles gehört haben.“

„O, Mutter schläft — sie hält ihre Siesta.“

Vielleicht bereute sie schon, so viel gesagt zu haben, aber es war ihr so in der Vertheidigung entschlüpft, und nun arbeitete sie so eufsig, als könne sie das Wort noch einholen und mit dem Netze zurückfangen.

Keuzen aber stockte momentan der Athem vor Ueber- raschung — man kann nicht sagen, daß sie unangenehm gewesen wäre. Die Mutter schläft — er ist allein mit ihr, was sie gesprochen, hat Niemand gehört. Es wird auch Niemand hören, was sie noch weiter sprechen. Das ist eine „schöne Gegend“ mit fünf- und zwanzig Jahren. Und es hat auch Niemand gehört, daß es schon vier Uhr schlug, als die gute Mama ihre Siesta beendet hatte und mit der Arbeit erschien, die sie vor zwei Stunden holen gegangen war. Keuzen hat's auch nicht weiter erzählt, was da gesprochen wurde, und so kann ich darüber eben auch nichts mittheilen, ich müßte denn die Dreistigkeit haben, etwas selber zu erfinden und es für Wahrheit auszugeben.

„Ich mußte so lange suchen, ich hatte die Arbeit verlegt,“ entschuldigte Mama Nummer ihre Abwesenheit.

Keuzen machte dazu eine theilnehmende Verbeugung und zog energisch an seiner Cigarre, als sei ihr soeben erst das Feuer ausgegangen, unbekümmert um die Unwahrscheinlichkeit einer zwei Stunden lang brennenden Cigarre. Frau Nummer durfte nicht erstaunen, hatte ja Keuzen erst zu rauchen angefangen, als sie vor einem „Augenblick“ ihre Arbeit suchen ging. Wunderbar war nur, wie viel Minna in diesem Augenblick gearbeitet hatte — das Schiffchen flog aber auch jetzt noch durch die Maschen, als wär's ein Herzlein, das sehen und ängstlich flüchten möchte und nimmer weg kann.

„Es wird jetzt etwas kühler draußen, wollen wir nicht vielleicht in den Garten gehen?“ wandte sich Frau Nummer an ihren Gast, der auf diese Frage verlegen schwieg.

„O, Mama, es ist noch sehr heiß draußen!“ rief augen- blicklich, mit einem raschen Blick auf Keuzen, Minna, und

dieser Einwurf, wie der Blick, genügen, um die verlorene Konversation zwischen den Beiden zu ersetzen und um neben- bei auch noch einen wohlthunenden Einblick in Minna's Charakter zu gestatten.

„In der That,“ stammelte Keuzen, aber Mama Nummer, die nach ihrer Siesta viel lebhafter geworden, fiel ihm entschieden in's Wort.

„Ja, im Garten, das gebe ich zu,“ rief sie, „aber im Wäldchen muß es prächtig sein, später wird's ja doch zu kühl, der Herbst macht sich schon fühlbar, und man muß sich vor den Abenden im Freien in Acht nehmen. Wie gefällt Ihnen das Wäldchen, Herr Oberlieutenant?“

„Ich war noch nicht dort,“ stotterte Keuzen.

„Wie? Sie waren noch nicht im Wäldchen? Noch gar nicht im Wäldchen? Ja, da müssen wir es Ihnen zeigen. Komm', Minna, wir führen den Herrn Ober- lieutenant hin.“

Damit war nun freilich dem Gefangenen das Messer an die Kehle gesetzt, und er begann schon von Neuem alle Gründe für und gegen die Ansicht durchzugehen, daß der Garten unter der Bezeichnung „Haus“ mit inbegriffen sei, als er aus diesem Kampfe durch die Intervention der Küchen- magd befreit wurde. Sie kam, dem Herrn Oberlieutenant zu sagen, daß sein Bursche da sei und ihm die Ankunft eines Herrn Offiziers mittheilen wolle.

Keuzen griff mit beiden Händen nach dieser Ausflucht.

„Wie schade, jetzt können Sie nicht mit in's Wäldchen!“ bedauerte mit schelmischem Lächeln Minna.

„O, triumphiren Sie nicht zu früh, mein Fräulein, meine Gesellschaft los zu sein!“ gab Keuzen scherzend zurück, und sich an die Mama wendend, setzte er dazu: „Wenn Sie, meine Gnädige, erlauben, suche ich Sie noch im Wäldchen auf, jedenfalls aber werde ich mir die Freiheit nehmen, sobald mein Kamerad wieder fort ist, mich den Damen gänzlich zur Disposition zu stellen.“

Sprach's und verschwand, stolz über das eroberte Terrain.

„Ah, Du bist's, Geisenbach!“ rief Keuzen, als er in sein Zimmer trat, und streckte dem Besuche herzlich seine Hand entgegen.

„Wo Teufel steckst Du denn? In welchem Zimmer des Hauses sitzt Du denn Deine vier- und zwanzig Stunden ab? Ich wußte gar nicht, daß Du mit Deinen Hausleuten auf so gutem Fuße stehst — Du hast uns wenigstens von dem alten Altmurm eine ganz schauerhafte Schilderung gemacht.“

„Nun, es ist nicht so arg — es sind ganz angenehme Leute.“

„Wie sich doch die Ansichten ändern!“ meinte Geisen- bach, indem er sich einen Eschibuk vom Tische nahm und ihn stopfte. „Ist vielleicht ein hübsches Mädchen da?“

„Nein, nicht besonders, hübsch kann man gerade nicht sagen,“ stieß Keuzen verlegen heraus. Er log, weil er fürchtete, Geisenbach könnte ihn sonst ersuchen, ihn einzuführen. Es war also schon Eifersucht — und das ist böse.

„Ich bin gekommen, um Dir in Deiner Einsamkeit Gesellschaft zu leisten,“ sagte Geisenbach gutmüthig und warf sich in bequemer Stellung auf das Bett.

„Das ist schön von Dir,“ versetzte ziemlich kühl der Besuchte und stellte sich so, daß er öfter einen Blick in den Garten werfen konnte.

„Bei O'Neil war ich heute Vormittag; ich habe in der Stabsstation gespeist — war sehr leer. Wäre die Fanny nicht dagewesen, ich hätte mich zu Tode gelangweilt, denn die Louise hatte Probe. Unter Anderem, ich soll Dir von Adele einen schönen Gruß sagen, sie begegnete mir vor dem Theater.“

„Nicht möglich!“ rief Keuzen, der eben mit großer Ausdauer zum Fenster hinaus sah.

„Nicht möglich?“ fragte Geisenbach erstaunt; „das ist ja doch kein Wunder. Sie sah sehr blaß und schwach aus und klagte über Kopfschmerzen.“

„Schön, was Du sagst!“

„Schön? Daß sie Kopfschmerzen hat, oder daß sie Dich grüßen läßt?“

„Wer denn?“

„Nun, Adele!“ rief Geisenbach, indem er aufsprang und seinen Freund am Arme schüttelte. „Du bist ja furchtbar zerstreut! Adele läßt Dich grüßen!“

„Was geht das mich an!“ rief Keuzen, unwirsch über die Störung seiner astronomischen Beobachtungen.

„Nun, ich denke doch! Da sie sagt, sie habe ihr Kopfschmerz Dir zu verdanken — natürlich aus Schmerz darüber, daß sie Dich heute nicht sehen soll.“

„Thut mir recht leid.“

„Ich wollte Dir eine Freude machen und beredete sie, mit mir hierher zu fahren.“

„Das hätte noch gefehlt!“ brummte Keuzen, der schon wieder durch's Fenster sah.

„Aber sie konnte nicht, sie sagte, wenn es von ihr abhinge —“

„Aber Freund, hast Du nichts Amüsanteres zu reden, als über diese Person!“

„Ich weiß nicht, wie Du mir vorkommst!“ sagte Geisenbach, der sich pikirt fühlte. „Was hast Du denn gegen sie? Habt Ihr Streit gehabt? Adele liebt Dich ja —“

„Sol' sie der —“ fuhr ihm Keuzen, im höchsten Grade ungeduldig, dazwischen. „Thu' mir einen Gefallen und reden wir über alles Andere auf der Welt. Meinemwegen über Hunde- und Pferdezucht oder Agricultur, obwohl ich von dieser nichts verstehe. Ist mir Alles eins, nur verschone mich mit der guten Adele!“

Geisenbach sah seinen Freund groß an, dann schüttelte er bedenklich das jugendliche Haupt und blies ein paar ungeheuerer Rauchwolken von sich, daß er vollständig darin eingehüllt war, und als er wieder sichtbar wurde, erschien er resignirt und begann allen Ernstes ein Gespräch über Hundezucht und Pferdedressur, mit einem ungezwungenen Uebergange in das rein Dienstliche.

Keuzen gab nur äußerst zerstreute Antworten, seine ganze Aufmerksamkeit war dem Wäldchen zugewendet, zwischen dessen Bäumen er hin und wieder Minna's Kleidchen durchschimmern zu sehen vermeinte. Genau genommen, wünschte er sogar seinen Besuch in's Land, wo der Pfeffer wächst, so sehr gelegen er ihm auch gekommen wäre und so freudig er ihn aufgenommen hätte, wenn er einige Stunden früher, im Verlaufe des Vormittags erschienen wäre, als ihm die vierundzwanzig Stunden noch ein Jahrhundert, ja Ewigkeit dünkten. Jetzt aber war Alles anders, und wenn es ihm gelang, seinem Gewissen die Vereinbarkeit oder eigentlich die Untheilbarkeit von Haus und Garten begreiflich zu machen, so würde er am Ende auch einen wochenlangen Hausarrest nichts weniger als unangenehm finden.

„Also Red pfeift wie gewöhnlich: O, Du lieber Augustin?“ fragte Keuzen, nachdem ihr Gespräch, ziemlich träge, beinahe eine Stunde gewährt hatte, „und Du hast ihm versprochen, heute noch auf eine Partie Escarté bei ihm einzusprechen? Da könntest Du mir einen Gefallen erweisen.“

„Laß hören.“

„Meine Meldung mit hinein nehmen und dem Adjutanten übergeben, sonst muß ich eine Ordonnanz schicken.“

„Ich denke, Du bringst sie selber morgen nach Wobelsdorf und speisest dort zu Mittag. Adele ist auch der Meinung — sie freut sich schon.“

„Schon wieder —“ rief Keuzen verzweifelt; „aber merkst Du denn nicht, Freund, daß ich nichts mehr von ihr hören will, daß gerade ihre Anwesenheit nur noch ein Grund mehr für mich ist, nicht nach Wobelsdorf zu gehen? Ziehe hin und bringe ihr den Scheidebrief,“ sprach er pathetisch, indem er den Arm gegen Geisenbach ausstreckte, „meine Anweisungen wird sie erhalten — ich kenne sie,“ deklamirte er in verstärktem Tone, „sie wird sich darein finden.“

Von Keuzen's Humor angesteckt, erwiderte Geisenbach in selbem Tone:

„Du kennst sie schlecht. Ich fürchte, fürchte, sie stürzt sich todesmüthig trostlos in — Bodenfeld's Arme,“

„Dana ist es nicht zum ersten Male, fürcht' ich.“

„Er hält ihr schon lange die Arme entgegen.“

„Ich gönne es ihr und ihm — er ist mein Vordermann.“

Beide lachten wie heitere Kinder über die Scherze des Bajazzo, und als hätte dies Gelächter ein Zeichen gegeben, so begann unmittelbar darauf mit einigen einleitenden Akkorden das hübsche Duett zwischen John Falstaff und Mr. Furth aus den „lustigen Weibern von Windsor“. Die Töne jenes rathselhaften Instrumentes, das Keuzen schon am Morgen gehört und seitdem wieder ganz vergessen hatte, schwammen auf der milden Abendluft zum Fenster herein. Geisenbach fühlte seine Neugierde dadurch rege werden, aber für Keuzen klangen sie wie eine Mahnung, wie ein Ruf, zu erscheinen, wie die Overture zu seligen Stunden. Mit seinem Humor war's vorüber, eine fieberhafte Unruhe besiel ihn, und er konnte sich nicht länger halten.

„Ich habe versprochen, noch hinaufzukommen. Nicht wahr, Du nimmst mir's nicht übel?“ drängte er.

„So, so!“ versetzte Geisenbach, der den Zusammenhang der Rede, wie auch den der Dinge zu ahnen begann.

„Ja, Freund, Du nimmst mir's nicht übel? Unter Freunden, weißt Du! Ein ander Mal wollen wir um so länger beisammen bleiben.“

„Bei öffentlichen Harfenistinnen, ich sehe schon,“ fiel ihm Geisenbach in's Wort, „die geheimnißvollen willst Du lieber allein hören und den Kunstgenuß ungetheilt für Dich haben, Du eifersüchtiger Musik-Liebhaber, Du! Nun, ich lasse mich schon hinauswerfen; Du siehst, wie ich gut-herzig bin.“

„Zum Entzücken!“ lachte Reuzen. „Doch, nicht wahr, Du nimmst die Meldung mit?“

„Gieb nur her.“

Reuzen eilte seinem Schreibtisch zu, doch auf einmal schlug er sich vor die Stirn.

„Teufel, ich hab' sie noch nicht couvertirt!“

In diesem Augenblicke drangen die Töne sehr stark zum Fenster herein; Reuzen's Ungeduld steigerte sich zum Peinlichen, etwa wie es der Anblick eines mit dem Weitzanz behafteten Menschen zeigt.

„Mach' das Couvert, ich will das Licht anzünden.“

Im Nu war die Meldung in einen Bogen geschlagen, Geisenbach hielt schon das Siegellack in die Flamme, und Reuzen besenchtete das Päckchen.

„Der Bogen ist knapp, das Siegellack wird die Meldung an's Couvert kleben,“ rief Geisenbach, „schnell ein Stückchen Papier unterlegen!“

Reuzen, der jede neue Säumniß verwünschte, riß schnell aus der Unterlage ein Blättchen und schob es unter das Couvert zur Meldung hinein. Das Siegellack tropfte und im nächsten Augenblicke waren Reuzen's Initialien auf's Schönste ausgeprägt. Als er die Adresse mit flüchtiger Feder hinwarf, ahnte er nicht, daß er sich mit dem Danke für die eine Strafe gleich auch eine neue erwarb. Das abschauliche Blättchen Papier, daß ihm sein Rittmeister verkehrt hingeworfen, mußte ihm gerade in die Hände fallen. Hätte er gewußt, wie er soeben an seinen Obersten dessen eigene fatale Karrikatur adressirte, so wäre er schwerlich mit derselben wohnigen Leichtigkeit die Treppe hinauf dem Orte zugeeilt, von dem die harfengleichen Töne ausgingen.

Er sah sich als Troubadour zu Füßen des harfenspielenden Ritterfräuleins, wie dessen zarte weiße Finger den goldenen Saiten süße Töne entrißen. Als er eintrat, war's freilich anders. Minna saß an einem uralten Möbel, das Reuzen erst jetzt für ein Klavier erkannte. In der Nähe klang es entsetzlich verstimmt, aber seine Aufgabe, ihn herbeizurufen, hatte es dennoch glänzend gelöst. Diese Klänge waren ihm lieb geworden, und er bat Minna allen Ernstes, noch fortzuspielen, doch war sie nicht mehr dazu zu bewegen — lachend trat sie an's Fenster.

„Ich sollte Sie eigentlich gar nicht empfangen, denn Mama ist noch im Wäldchen, und ich sah nur nach, wie es mit dem Vesperbrod aussieht.“

„Soll dies aus dem Klavier kommen?“ scherzte Reuzen.

„Sie sind undankbar,“ lachte Minna; „soeben haben Sie mir betheuert, dem alten Dinge einen unerhörten Genuß zu verdanken.“

„Und das betheuere ich noch — ohne seine Sphärenklänge wäre ich jetzt nicht hier.“

Diese Worte waren von einem feurigen Blicke begleitet, aber Minna wich denselben aus — wußte sie ja doch schon, was er ihr sagen, was er sie fragen wollte, und Antwort hatte sie noch keine darauf.

Der Abend verging rasch und glücklich. Ich hätte jetzt einiges Nähere davon erzählt und genauere Mittheilungen darüber gemacht, wie die drei Menschen gemüthlich beim Thee saßen, aber es wird Nichts daraus, und die Neugierigen mögen sich für mein Schweigen nur bei meinem guten Freunde bedanken, dem man selbst schon vorwarf, er hätte in seinen vielen Büchern ganze Schiffsloadungen von Cigarren aus der Havanna verrauchen lassen. Neulich fragte er mich, wie viel Pfund Thee ich für meine Helden schon verbraucht habe, und ob ich die Sendungen über Meer oder auf dem Karawanenwege beziehe. Er meinte, es sei zweifelhaft, wer von uns Beiden mehr Verdienste um die Hebung der Staatsfinanzen habe, durch die Zolleinnahmen nämlich, die wir ihnen zukommen ließen. Nun frage ich, wer würde bei solchem Spott nicht empfindlich werden?

Nichts erzähle ich von Dem, was Alles vor, bei und nach dem Thee geschah, nur Das sage ich noch: daß sich Reuzen beinahe unmittelbar nach Doktor Nummer's Heimkehr empfahl, freundlich eingeladen wurde, recht oft zu kommen, und noch einen trunkenen Zug aus Minna's Augen that.

So trübe der vierundzwanzigstündige Hausarrest begonnen, so glanzvoll ging er zu Ende; denn Reuzen träumte gerade beim Schlage der vierundzwanzigsten Stunde von einem Brillant-Feuerwerk, in dessen Mitte er, von Sonnen umsprüht und von unnenbar süßen Zwitter-Klavier-Harfontönen umflungen, auf seinen Knien lag, den Blick selig emporgerichtet zu einem strahlenden Engel — hu! — das Traumbild veränderte sich jetzt plötzlich — nicht ein Engel war's, sondern sein Oberst; er trug einen Bärenpelz à la Ingomar, und seine Augen rollten fürchterlich, seine spärlichen Haare über den Scheitel aber richteten sich auf und wuchsen und wuchsen, bis sie zwei ungeheueren Hörnern glichen, die sich jetzt senkten, jetzt — jetzt mußten sie mit einem furchtbaren Stoße sich einbohren — aber es zischte und krachte, und wie eine Rakete stieg der Oberst schnurgerade empor, oben in wunderschönen Farbenlichtern als Goldregen zerplatzend. Dazu klangen wieder die räthselhaften Töne jener Klavierharfe, faust und schmelzend — es war die wohlbekannte Melodie: „O, Du lieber Augustin“.

V.

Hand und Wort.

Das Manöver am nächsten Morgen war glücklich vorübergegangen. Reuzen hatte mit Hilfe einer kleinen Sündfluth seine Staubhülle, die er mit heimgebracht, abgelegt und stand in der sorglichsten Toilette zum Anlegen der letzten Feile vor dem Spiegel. In wenigen Minuten gedachte er, den Damen seine Aufwartung zu machen — die nur noch kurze Zeit der Konzentrirung mußte ausgenutzt werden. Sein Herz hüpfte in freudiger Erwartung, seine Lippen flüsterten unwillkürlich im süßesten Tone Minna's Namen, als er durch die plötzliche Ankunft einer Ordonnanz aus der Stabsstation höchlichst überrascht und aus all seinen Himmeln

gerissen wurde. Im Nu hatte er den überbrachten Brief erbrochen; er enthielt den lakonischen, vom Adjutanten gezeichneten Befehl, sich unverweilt beim Regiments-Rapporte einzufinden.

„Was ist denn schon wieder los?“ dachte Keuzen, indem er rasch den Säbel umschnallte. „Der Alte wird mich am Ende doch nicht gar auf ein Kommando schicken, das mich ein paar Wochen entfernt? Soll denn eine liebende Kriegerseele gar nicht in Ruhe schmachten können — zum Girren keine Mühe haben? Diese Herren Vorgesetzten nehmen doch wirklich gar keine Rücksicht auf das Herz!“

Er wußte sich keines Vergehens schuldig, doch erschien ihm das kurzgefaßte Billet unheimlich, übrigens schwang er sich eilig auf's Pferd, um nur so viel früher wieder zurück zu sein. So tief war Keuzen in diese Gedanken verloren, daß er kaum einen Blick zur Seite warf und beinahe am Pavillon vorübergejagt wäre, der am südlichen Ende der Mauer einen Ausblick auf die leichthügelige Landschaft gewährte.

„Guten Morgen, Herr Oberlieutenant!“ hörte er sich anrufen, und auf der Stelle war sein Pferd parirt.

„Mein Gott, so in Gedanken war ich, daß ich an Ihnen vorübergefaßt wäre!“ rief er. „Darf ich fragen, wie Sie geschlafen haben, Fräulein?“

„Recht gut, und Sie, Herr Oberlieutenant?“

„Nicht ganz so ruhig, wie ich es sonst in der Gewohnheit habe,“ erwiderte Keuzen, indem er einen schwärmerischen Blick auf Minna warf, die in reizender Morgentoilette auf der Terrasse unter dem chinesischen Dache saß und das Buch, in welchem sie eben gelesen hatte, leise schloß.

„Sie reiten fort?“ fragte Minna mit einem Ausdrucke des Bedauerns in dem lieben Gesichtchen, welcher Keuzen's Eitelkeit ausnehmend wohlthat.

„Ja wohl, im Dienste, ich komme aber so bald als möglich zurück.“

„O, kommen Sie ja nur,“ bat das Mädchen, „ich werde viel ruhiger sein, wenn ich Sie in der Nähe weiß.“

„Minna!“ rief Keuzen in selbigem Tone und beugte sich weit über die Mauer, um die kleine Hand zu ergreifen, welche mit einem Grashalm spielte. Sie aber wich mit einem reizenden Lachen zurück.

„Zu meiner Ruhe, verehrter Herr Oberlieutenant,“ sagte sie, „ist mir Ihre Gegenwart nur in der Würde als bewaffnete Macht nothwendig. Doch sehen Sie,“ fügte sie ernster hinzu, „welchen Brief wir heute im Garten gefunden haben.“

Dabei reichte sie ihm ein grobes, schmutziges Blatt Papier, welches auf der Rückseite die Adresse des Doktors und „Leuteschinder“ Nummer trug. Keuzen entfaltete es und las:

„Sie schlechtes Gefindel werden schon erfahren, was das heißt, arme Leute um's Brod zu bringen und ihnen das Fell über die Ohren ziehen. Euch soll man ja rein ausbrennen. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr heut' Nacht nicht Alle in Eueren Betten verbrennt, denn Euer Haus wird heute Nacht an allen vier Ecken angezündet werden.“

Solches habe ich gehört und bring' es Ihnen zur Kunde-schaft. Uebrigens Einer, der's Ihnen gönnt.“

„Das ist ja ein Malefizmensch!“ rief Keuzen lachend, nachdem er die Lektüre dieses mit orthographischen Fehlern reichlich ausgestatteten Schriftstückes beendigt hatte, „dem muß man suchen auf die Spur zu kommen, um ihn auf ein halbes Jahr einstecken zu lassen. Haben Sie eine Idee, von wem dieser Witz herrührt?“

„Mein Vater meint, das sei so ein Scherz von bozhaften Bauernburschen, um uns einen Schreck einzujagen, oder die Rache irgend eines abgewiesenen Bettlers. Ich sehe aber die Sache ernster an — ich kann eben nicht anders, und Mama und ich, wir fürchten uns Beide. Wir haben in den Vater gedrungen, gerichtliche Anzeige zu machen, der aber sagt, man blamire sich nur, wenn man vor solchen leeren Drohungen Angst zeige, und will durchaus nicht, daß irgend etwas geschehe.“

„Man darf sich allerdings nicht gleich in's Bockshorn jagen lassen,“ meinte nun Keuzen ernster; „einige Vorsicht schadet jedoch keinesfalls.“

„Nicht wahr?“ rief Minna. „Ich freue mich, daß Sie mich nicht auch verspotten, wie mein Vater.“

„Dazu würde ich nie das Herz haben — Sie erlauben mir, für Ihre Sicherheit zu wachen!“ rief Keuzen nicht ohne heimliche Gemüthung, daß ihm das Schicksal die Beschützerrolle übertrage.

Auf dem Antlitze des anmuthigen Kindes war jetzt klar zu lesen, wie sie ihr Herz erleichtert fühle, und die klangvolle Stimme schlug sogar einen etwas übermüthigen Ton an.

„Ich kann also sicher sein, daß Sie bis Abends wieder zurück sind?“ fragte Minna mit einem Blicke, der Keuzen vor Wonne aufflammen ließ. „Ihr Wort darauf!“ und nun bot sie ihm selbst die zarte weiße Hand entgegen.

„Hier, Wort und Hand darauf!“ befeuerte Keuzen, indem er jene erfaßte. Ein leiser Druck erwiderte den seinigen. „Nun aber muß ich Ihnen Lebewohl sagen, denn der Dienst duldet keine Verzögerung. Tausend Küsse im Geiste auf Ihre liebe kleine Hand.“

Er grüßte, und im Galopp flog er dahin, die verlorene Zeit wieder einzubringen. Noch einmal an der nächsten Biegung des Weges blickte er zurück und grüßte das holde Mädchenbild. Glückselig schlug sein Herz und keine Ahnung sagte ihm, daß im nächsten Augenblicke schon ein Blitz aus heiterem Himmel all die schönen Träume arg bedrohen sollte.

VI.

Ich pfeife nicht!

Das war ein Ungewitter von Regiments-Rapport an diesem Tage. Des alten Wallonen Stimme donnerte so mächtig, daß sogar der Posten unten am Thore wie elektrisirt zusammensuhr, in eine ganz ungewohnte parademäßige Haltung hinein, und seine Ehrenbezeugungen an die Vorübergehenden mit solcher Präzision leistete, als säße ihm „der Alte“ am Kragen und zählte jeden Griff und jedes Tempo vor.

(Fortsetzung folgt.)

Flaudereien am Kamin.

Weihnachtsunglück.

Aus dem Dorfe Hellikon in dem schweizerischen Kanton Argau wird folgender schreckliche Unglücksfall gemeldet: In Hellikon, etwa 2 Stunden von Rheinfelden, sollte sich am Vorabend des Weihnachtsfestes die Schuljugend mit ihren Angehörigen im festlichen Saale des noch neuen Schulhauses versammeln und daselbst eine Feier begehren. Der Lehrer und seine Schwester, unterstützt von kinderfreundlichen Frauen, hatten einen Christbaum für die Schuljugend des Ortes gerüstet. Es war ein seltenes Fest für das abgelegene Dorf, und die Kleinen konnten den Abend des heiligen Tages kaum erwarten. Endlich rückte die ersehnte Nacht heran und das junge Volk drängte um 6 Uhr Abends mit begreiflicher Hast dem Schulhause zu. Der Hausgang, die beiden Treppen und die Korridore der beiden Stockwerke waren gedrückt voll von Menschen, — es waren etwa 300 Personen, worunter 110 Kinder — als der Lehrer sich mit Mühe durch die Menge durcharbeitete, um im zweiten Stocke den für die Festlichkeit bestimmten Saal zu öffnen. Schon hatte er die Saalthür erreicht und den Schlüssel ins Loch gesteckt, als plötzlich ein furchtbarer Krach ertönte, ein Schreckensschrei aus der Menge, — unmittelbar darauf waren beide Korridore, beide Treppen, der Hausgang und alle im Treppenhause befindlichen Menschen ein einziger entsetzlicher Trümmerhaufen. Der Balken, welcher den einen Korridor getragen hatte, war geborsten. Die Last der ins erste Stockwerk stürzenden Menschen, Boden und Treppe drückten auch Boden und Treppe des unteren Stockes ein und mit verdoppelter Wucht wurden zuletzt die im Hausgang zu ebener Erde stehenden Menschen bedeckt. Im Dorfe hatte man keine Ahnung von dem entsetzlichen Unglück; die Dabeingeblichenen wähten vielmehr ihre Angehörigen glücklich und guter Dinge im Schulhause, als auf einmal von diesem nämlichen Hause das Stürmglöckchen ertönte. Die Leute liefen aus den Häusern, stüßten und wußten nicht, was das zu bedeuten hatte, weil nirgends eine Feuerbrunst zu entdecken war. Aber das Glöcklein stürmte fort und fort mit wilder Hestigkeit, bis die Leute nach dem Schulhause eilten und hier endlich das Entsetzliche erfuhren. Zwei Knaben waren im allgemeinen Krach so glücklich gewesen, der eine im einen, der andere im anderen Stockwerk das Seil der Schulhausglocke ergreifen und an diesem auf den Estrich klettern zu können; hier in Sicherheit begriffen sie sofort was Noth that; sie fingen an, aus Leibesträften zu läuten und nicht eher aufzuhören, bis Hülfe zur Stelle war. Die Hülfebringenden fanden eine schauerliche Ernte. Im entsetzlichen Wirrwarr lagen da über- und untereinander Todte, Verwundete und bei gesundem Leben Gebliebene, aber zum Tode erschreckt und unfähig, sich frei zu machen aus dem Knäuel. Denke man sich dazu den ungeheuren Schmerz der Helfenden, daß sie bei jedem todt oder lebendig aus den Trümmern gezogenen Körper sich fragen mußten: Ist es dein Weib? Ist es dein Kind? Wo ist das andere? Wo das dritte? Wo das vierte? Aus einer benachbarten Scheune wurde Stroh auf den Platz vor dem Schulhause geschafft und die herausgezogenen Körper darauf gelegt. Todte und Lebende untereinander. Der Platz glich

einem kleinen Schlachtfeld, und das matte Licht der Laternen, in welchem man angstvoll die blassen Gesichter der Verunglückten zu erkennen suchte, erhöhte die Schauer der mörderischen Nacht. Wie groß das Unglück, das schildern am deutlichsten die Zahlen, die wir aus der amtlichen Erhebung an Ort und Stelle schöpften. Danach sind 72 Personen todt auf dem Platze geblieben (wovon 64 aus Hellikon und 8 aus Wegestetten) und man zählt 36—40 Verwundungen, worunter etwa 20 schwere, namentlich Arm- und Beinbrüche. Unter den Todten befinden sich aus Hellikon: 2 verheirathete Männer, 14 meist junge Frauen, deren jede eines oder mehrere Kinder bei sich hatte, 20 Kinder und 28 Jünglinge und Jungfrauen, die blühendste Jugend des Dorfes; aus Wegestetten: 1 Frau, 4 erwachsene Mädchen und 3 Knaben im Alter von 14—16 Jahren. Könnte man die Opfer auf alle Häuser des Ortes vertheilen, so trüfe es kein einziges ohne einen Todten oder Schwerverwundeten. Was der einen Familie an Unglück erpart blieb, ward einer anderen um so reichlicher zugebracht; in einem Hause allein lagen vier Todte. In einer anderen Familie war der Sohn erschlagen, eine Tochter lag an einem einfachen, die andere an einem doppelten Beinbruch darnieder. Der Wirth des einzigen Gasthauses hatte den Tod von drei Kindern, einem acht-, zehn- und siebenzehnjährigen Mädchen, zu beklagen. — Die ersten Rettungsversuche glückten leider nicht. Man glaubte mittelst Binden das eingestürzte Holzwerk heben und bergestellt die unter demselben Begrabenen befreien zu können. Bei dieser Operation wurden jedoch manche noch lebende Personen erdrückt. Man mußte von dieser Weise abstehen und bewerkstelligte die fernere Rettung mittelst Leitern.

Ein reicher Lumpensammler.

In Cannes in Südfrankreich ist ein Lumpensammler gestorben, welcher mehr als 400,000 Franks hinterließ. Als er sich sehr krank fühlte, schickte dieser Krösus in Lumpen nach einem Advokaten, um sein Testament aufzusetzen, aber bevor dies geschehen konnte, machte ein Hustenanfall seinem Leben ein Ende und er starb, ohne seinen Willen bekannt gemacht oder sein Vermögen angegeben zu haben. Nach seinem Tode langte der gesetzliche Erbe an und es wurde das Inventar aufgenommen. Bei der ersten Nachsicherung fand man 300,000 Franks in Papieren, Aktien und Wechseln. Am nächsten Tage entdeckte man einen irdenen Topf mit 15,000 Franks in Gold und endlich in den Bettlücken noch weitere 90,000 Franks in Wechseln. Es ist schwer, zu sagen, wer mehr überrascht war, der Erbe oder der Advokat.

Friedrich der Große, der eben rühmgekrönt vom Feldzuge heimgekehrt war, traf auf einen lieblichen 8jährigen Knaben, und fragte ihn unter Anderm, wie es mit dem Lernen gehe. — Der Kleine erwiderte: „Daraus ist nicht viel geworden.“ — „Wie so?“ — „Nun, so oft Ev. Majestät einen Sieg erfochten, war keine Schule! Wie hätte ich da lernen können.“ — Der König lächelte über diese naive, unschuldige und ungekünstelte Antwort und strich dem absichtslos Schmeichelnden die frischen Wangen.

Zur gefälligen Beachtung.

Unseren geehrten Abonnenten zur Nachricht, daß wir demnächst den zweiten Jahrgang der „Neuen Sonntags-Post“ mit folgenden Romanen beginnen:

Eine Jugendsünde. Roman von Hermine Frankenstein. (Verfasserin von: „Das Gespenst der Marquise.“)

Kardinal und Herzog. Historischer Roman von Wilh. Grothe.

Die Papiere des Kaplans. Roman von Mariam Tenger.

Bei Ausgabe der Nr. 51 sind sämtliche Bogen mit ersten Nummern des zweiten Jahrganges versehen, um dieselben den geehrten Abonnenten zur Ansicht vorzulegen.